

Monika Kubrova

Vom guten Leben  
Adelige Frauen im 19. Jahrhundert

# ELITENWANDEL IN DER MODERNE

Herausgegeben von Heinz Reif  
Band 12

Band 8

Rainer Pomp

Bauern und Großgrundbesitzer auf ihrem Weg ins Dritte Reich  
Der Brandenburgische Landbund 1919–1933

Band 9

Mathias Mesenhöller

Ständische Modernisierung

Der kurländische Ritterschaftsadel 1760–1830

Band 10

Karsten Holste, Dietlind Hüchtker, Michael G. Müller (Hg.)

Aufsteigen und Obenbleiben in europäischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts  
Akteure – Arenen – Aushandlungsprozesse

Band 11

Dirk H. Müller

Adliges Eigentumsrecht und Landesverfassung

Die Auseinandersetzungen um die eigentumsrechtlichen Privilegien des Adels  
im 18. und 19. Jahrhundert  
am Beispiel Brandenburgs und Pommerns

Monika Kubrova

# VOM GUTEN LEBEN

Adelige Frauen im 19. Jahrhundert



Akademie Verlag

Gedruckt mit Unterstützung des  
Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der VG Wort.

Abbildung auf dem Einband:  
Courtball in the Redoutensaele, Imperial Palace, Vienna. Watercolour, 49,8 x 69,3 cm I.N.72.542  
Wien Museum Karlsplatz, Vienna, Austria.  
Foto: akg-images/Erich Lessing

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-05-005001-0

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 2011  
[www.akademie-verlag.de](http://www.akademie-verlag.de)

Der Akademie Verlag ist ein Unternehmen der Oldenbourg Gruppe.

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Einbandgestaltung: hauser lacour  
Satz: Sabine Taube, Kieve  
Druck: MB Medienhaus Berlin  
Bindung: Norbert Klotz, Jettingen-Scheppach

Dieses Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

# Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung .....	9
1.1 Thema .....	9
1.2 Forschungsstand: Frauen im Adel .....	10
1.3 Methodisch-inhaltliche Konzeption der Arbeit: Adeligkeit, Familie, Geschlecht, Autobiographik .....	17
1.4 Quellen, Untersuchungszeitraum und Gliederung der Arbeit .....	42
2. Die Gebrauchsweisen des Autobiographischen und ihre Präsentationsformen ..	45
2.1 Das Problem und eine Möglichkeit .....	45
2.2 Ich-zentrierte Autobiographik .....	49
2.2.1 Ich-Zentrierung vor religiösem Sinnhorizont und die Bedeutung der Schreibgegenwart .....	50
2.2.2 Ich-Zentrierung vor säkularem Sinnhorizont .....	59
2.2.2.1 Die tragische Heldin .....	60
2.2.2.2 Die siegreiche Heldin .....	64
2.2.3 Die Affinität zur tradierten „klassischen“ Form und soziale Positionierung .....	67
2.2.4 Zwischenresümee .....	71
2.3 Wir-Geschichten und Geschichten anderer .....	72
2.3.1 Zur Zeittypik der Erzählungsformen .....	73
2.3.2 Die Denkwürdigkeiten .....	76
2.3.3 Die Berufsautobiographien .....	78
2.3.4 Die subjektive Geschichtsschreibung und Geschlecht als Strategie .....	80
2.3.5 Die Frauen aus regierenden Häusern – Autobiographik zwischen Distanz und Entdeckung .....	85
2.4 Zusammenfassung .....	91

3.	Von den Möglichkeiten der Familie: Normalbiographie und Selbstpräsentationen in adelskonformen Räumen	95
3.1.	Familie und Geschlecht: Fragestellungen, Vorgehen	96
3.2.	Die „natürliche Bahn“: Strukturierende Aspekte einer weiblichen Normalbiographie	101
3.2.1.	Geschlecht und Geschlechterkette	101
3.2.2.	Familiäre Herkunft: Eheschließungen, Beziehungen und „Berufe“	105
3.2.3.	„Charakter“ und „Geschlechtscharakter“: Verhaltensorientierungen	108
3.3.	Das gesellschaftliche Entree als biographisches Ereignis und Wegweiser in der „natürlichen Bahn“	115
3.3.1.	Wegweiser: Soziale Verortung	116
3.3.2.	Wegweiser: Geschlechtsidentität	118
3.3.3.	Wegweiser: Eheschließung	119
3.3.4.	Warten auf die Ehe oder das Wählen einer Option?	121
3.4.	Selbstpräsentationen: Von Kommandeusen, Wohltäterinnen, Hofgängerinnen und anderen Ehefrauen	128
3.4.1.	Ehe und Kernfamilie	129
3.4.1.1.	Harmonie in der Hierarchie	130
3.4.1.2.	Umgang mit der Häuslichkeit	137
3.4.1.3.	Elitäre Mütterlichkeit	142
3.4.2.	Auf dem Gut, in der Diplomatie, im Militär	148
3.4.2.1.	Gutsherrinnen	149
3.4.2.2.	Diplomatenfrauen	154
3.4.2.3.	Offiziersfrauen	161
3.4.3.	Soziales Engagement	170
3.4.3.1.	Humanitäre Hilfe und gesellschaftliche Verpflichtung	172
3.4.3.2.	Arbeiten für die Gesamtgesellschaft	179
3.4.3.3.	Karitas und „Liebesarbeit“	189
3.4.4.	Exkurs: „bei Hof“	196
3.4.4.1.	Hofgängerinnen (I)	197
3.4.4.2.	Hofgängerinnen (II)	204
3.4.4.3.	Hofgängerinnen (III)	210
3.5.	Zusammenfassung	212
4.	Über die Grenzen der Familie: Biographische Konflikte als Kampf um nonkonforme Lebensweisen in der Gemengelage sozialer Anerkennungsverhältnisse	223
4.1.	Biographische Konflikte: Problemstellung und Vorgehen	224
4.2.	Biographische Konflikte: Konstellationen	228

4.2.1.	Nicht Shakespeare, doch in Prosa erträglich – kein Familiendrama: Marie von Ebner-Eschenbach, geb. v. Dubsky (1830–1916) . . . .	234
4.2.2.	Steter Tropfen höhlt den Stein – ein langer Weg zur Eigenständigkeit: Anna von Krane (1853–1937) . . . . .	248
4.2.3.	In keinem Weg mehr einen Weg sehen – ein Ausbruch: Lily Braun, geb. von Kretschmann, verw. von Gyžicki (1865–1916) . . . . .	262
4.2.4.	Schlechte Aussichten vor Ort – Folgen eines Familienkonflikts: Edith Gräfin Salburg, verw. Krieg von Hochfelden (1868–1942)	284
4.2.5.	Die Rückkehr der verlorenen Tochter oder vom Scheitern eines Entwurfs: Helene von Dönniges, verw. von Racowitza, verh. von Schewitsch (1843–1911) . . . . .	300
4.3.	Zusammenfassung . . . . .	325
5.	Am Rand der Familie: Das Stift als Lebensabschnittsbegleiter eheloser Frauen . .	335
5.1.	Gegenstand und Vorgehen . . . . .	336
5.2.	Klöster, Stifte, Frauen – die Gründung des Jena-Stiftes (1703) im historischen Kontext . . . . .	340
5.3.	Exkurs (I): Das Schweigen der Ferdinande von Brackel . . . . .	344
5.4.	Das Stift als Lebensabschnittsbegleiter oder Wandel einer Institution vom ,Brautdepot‘ zum Altersheim . . . . .	347
5.4.1.	Die immerwährende Einrichtung: Grundzüge einer inneren Verfassung des Jena-Stiftes . . . . .	347
5.4.2.	Das Jena-Stift als ‚Brautdepot‘ (1703–1836) . . . . .	351
5.4.3.	„1836“ – Zur Genese eines Ereignisses . . . . .	355
5.4.4.	Leben in der ‚Warteschleife‘ (1837–1880) . . . . .	365
5.4.5.	‚Urnengang‘ (1881–1920) . . . . .	367
5.5.	Exkurs (II): Die Hauptaufgabe der Ferdinande von Brackel . . . . .	374
5.6.	Zusammenfassung . . . . .	376
6.	Schluß . . . . .	379
	Danksagung . . . . .	383
	Anhang . . . . .	385
	Abbildungen und Tabellen . . . . .	387
	Quellenverzeichnis . . . . .	401
	Literaturverzeichnis . . . . .	403



# 1. Einleitung

## 1.1. Thema

Was ein sinnvolles, gelungenes Leben ausmacht, die Frage nach dem guten Leben ist eine der uralten menschlichen Fragen. Zu ihrer Beantwortung wird seit dem Beginn der Neuzeit die „Bejahung des gewöhnlichen Lebens“ wirkungsmächtig, „ein tätig-produktives Leben im Dienst der Familie“.<sup>1</sup> Auch noch im ausgehenden 19. Jahrhundert ist es neben der Arbeit die Familie, welche den Lebenssinn begründet, dem einzelnen das Gefühl und die Gewißheit geben soll, daß sein Handeln für diese Gruppe der eigenen Existenz Sinn verleiht.<sup>2</sup>

Die adelige Familie war ein prominenter Fixstern am Firmament, an dem sich eine traditionelle Elite orientierte, um den Herausforderungen der Moderne zu begegnen. Sie bildete zugleich den zentralen Ort, an welchem die Spielregeln einer sozialen Gruppe, die bis weit ins 20. Jahrhundert den Glauben an ihren Führungsanspruch aufrecht erhielt, eingeübt und praktiziert wurden. Dieser allgemeine Befund der jüngeren Adelshistoriographie soll am konkreten Gegenstand geprüft werden. Vorliegende Arbeit befragt die Autobiographik adeliger Frauen hinsichtlich der individuellen Bedeutungen von Familie als Wert und sozialem Raum. Insofern zwischen Wert und Praxis, zwischen normativer Orientierung und individueller Aneignung Spannungen existieren, ist zu untersuchen, wie Frauen ihre Bindung an die Familie wahrgenommen und gedeutet haben, welche Handlungsoptionen, Gebote und Verbote diese grundlegende Beziehung für die (Un)Möglichkeit eines gelungenen Lebens bereitgestellt hat. Ziel ist die annähernde

---

<sup>1</sup> Taylor, Charles, Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität, Frankfurt a.M. 1996, S. 33. Taylor verwendet den Ausdruck „gewöhnliches Leben“ als Terminus technicus, um diejenigen Aspekte menschlichen Lebens zu bezeichnen, die mit Produktion und Reproduktion zu tun haben. Arbeit, Ehe und Familie erfuhren – so Taylor – im Zuge der Reformation eine positive Bewertung. Die Frage nach einem erfüllten Leben konnte seitdem im Rahmen der mit Reproduktion und Produktion verbundenen Tätigkeiten beantwortet werden. Vgl. ebd., S. 373–386.

<sup>2</sup> Vgl. Nipperdey, Thomas, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist, 3. Aufl., München 1993, S. 191.

Klärung der Frage, auf welche Weise adelige Frauen aus ihrer praktischen und ideellen Familienbindung Handlungsorientierungen bezogen, um ihr Leben in einer sich funktional differenzierenden Gesellschaft als sinnvoll erfahren zu können.

## 1.2. Forschungsstand: Frauen im Adel

Wer nach adeligen Frauen als handelnde und deutende Akteurinnen im 19. Jahrhundert fragt, sieht sich mit einer Historiographie konfrontiert, die darauf kaum eine Antwort zu geben vermag. Der Grund für dieses Desiderat ist einfach. Es liegt zwischen zwei Forschungsperspektiven und Gegenstandsbereichen, die gegensätzlicher nicht sein könnten. Zentrales Interesse einer seit Mitte der 1990er Jahre merklich aktivierten Adelforschung gilt dem Elitenwandel, der Eliten(neu)bildung. Zwischen den Polen Selbsterhaltung oder Niedergang wird gefragt, in welchen gesellschaftlichen Funktionsbereichen es welchen Teilgruppen des ehemaligen Herrschaftsstandes gelang, Führungspositionen gegenüber aufstrebenden, vornehmlich bürgerlichen Teilgruppen beizubehalten bzw. wird das Mit- und Gegeneinander in Militär und Verwaltung, Regierungen und Parteien thematisiert.<sup>3</sup> Es sind dies Bereiche, von denen adelige Frauen, wie alle anderen auch, formell ausgeschlossen waren. In der Adelforschung wird dasjenige thematisiert, wogegen sich die Frauen- und Geschlechtergeschichte seit den 1970er Jahren zunächst formierte – das Primat der Politik. Auch wenn die debattierfreudige „Teildisziplin“ in ihren methodisch-inhaltlichen Positionen kaum noch zu überschauen ist, war ihr von Anbeginn ein Themen und Interessen prägender emanzipatorischer Anspruch eigen. Die für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wichtigen Themenkomplexe wie Frauenerwerbsarbeit, Bildungswesen, Frauenbewegung gehen mit den Begriffen Gleichberechtigung, Partizipation, Emanzipation einher.<sup>4</sup> In dieser Perspektive ließen sich Frauen im Adel allenfalls als gesellschaft-

<sup>3</sup> Innerhalb der Sozialgeschichte ist der Adel im Vergleich zu Arbeiterschaft und Bürgertum eine späte Entdeckung, so daß der Forschungsüberblick von Heinz Reif aus dem Jahr 1987 noch immer Orientierung und Anregungen für mögliche Untersuchungen bietet: Reif, Heinz, *Der Adel in der modernen Sozialgeschichte*, in: Schieder, Wolfgang/Sellin, Volker (Hgg.), *Sozialgeschichte in Deutschland*, Bd. 4, Göttingen 1987, S. 34–60. Einen Überblick über Grundprobleme und Forschungstendenzen bietet: Ders., *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1999. Mit Elitenwandel und Elitenbildung ist ein Forschungsprogramm umrissen, das nach dem Spektrum von Beziehungen zwischen Adel und Bürgertum fragt und der Einsicht zugrunde liegt, daß die bisherige Adelforschung zu einseitig auf Konkurrenz und Konflikt insistierte, so daß sich allenfalls ein Mehr oder Weniger am adeligen Niedergang feststellen ließ. Vgl. dazu Reif, Einleitung, in: Ders. (Hg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland*, Bd. 1, Entwicklungslinien und Wendepunkte im 19. Jahrhundert, Berlin 2000, S. 7–27. Mit diesem Tagungsband beginnt die von Heinz Reif herausgegebene Reihe „Elitenwandel in der Moderne“ im Akademie Verlag.

<sup>4</sup> Einen profunden Überblick über Entwicklungen, Ansätze, Fragestellungen und Methoden in der Frauen- und Geschlechtergeschichte bieten: Opitz, Claudia, *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*, Tübingen 2005; Conrad, Anne, *Frauen- und Geschlechtergeschichte*, in: *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, hrsg. v. Michael Maurer, Bd. 7: *Neue Themen*

lich privilegierte Personen einer sozialen Minderheit, die keiner weiteren Aufmerksamkeit bedürfen, denken. Zugespißt formuliert: Emanzipation und Elite sind konzeptionell gegenläufig. Gegenwärtig gibt es keinen Brückenschlag zwischen einer am Elitenwandel interessierten Adelsgeschichte und Frauen- und Geschlechtergeschichte. Aber er wird möglich sein, um an dieser Stelle einmal einen Forschungsausblick voranzustellen: Seit mehreren Jahren wird verstärkt die Politikgeschichte auf ihre „Eingeschlechtlichkeit“ hin kritisiert. Vor diesem größeren Zusammenhang wird auch nach einer „weiblichen Elite“ im Kaiserreich und der Weimarer Republik gefragt. Hierbei rücken u. a. vordergründig unpolitische und konservative bis rechte Frauenorganisationen in den Blick. Andrea Süchting-Hänger etwa zeigt, daß der „Vaterländische Frauenverein“, 1866 als karitative Organisation von der preußischen Königin und späteren Kaiserin Augusta gegründet, eine wichtige Funktion für die Politisierung konservativer Frauen besaß, indem er Loyalität zur Monarchie erzeugte bzw. vorantrieb. Dieser Verein war mit einer halben Million Mitglieder die größte Frauenorganisation. Deren aus Frauen und Männern zusammengesetzter Vorstand kam überwiegend aus dem Adel.<sup>5</sup> Dieser Befund zeigt die Möglichkeit an, künftig Frauen als politisch Handelnde in die zentrale Frage der Adelsgeschichte nach Elitenbildungsprozessen einzubeziehen.

Für die Frühe Neuzeit liegen inzwischen gute Arbeiten zum Adel in geschlechtergeschichtlicher Perspektive vor, welche die Handlungsspielräume von höfischen Amtsträgerinnen, vornehmlich hochadeligen Ehefrauen, Ledigen und Witwen, von vormundschafftlichen Regentinnen und Mätressen als *femme politique* untersucht haben.<sup>6</sup> Diese

---

und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 230–293; die Aufsätze in Gehmacher, Johanna/Mesner, Maria (Hgg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven, Innsbruck u. a. 2003; pointiert präsentiert die Geschichte der „Teildisziplin“ Daniel, Ute, Kompendium der Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt a.M. 2001, S. 313–330. Wie verschiedene Ansätze und Perspektiven aussehen können, wenn die Kategorie „Geschlecht“ in Beziehung zur Historischen Anthropologie bzw. Sozialgeschichte diskutiert wird, zeigen z.B.: Habermas, Rebekka, Geschlechtergeschichte und „anthropology of gender“. Geschichte einer Begegnung, in: Historische Anthropologie 1 (1993), S. 485–509; Budde, Gunilla Friederike, Das Geschlecht der Geschichte, in: Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie-Debatte, hrsg. v. Thomas Mergel u. Thomas Welskopp, München 1997, S. 125–150.

<sup>5</sup> Vgl. u. a. Kühne, Thomas, Staatspolitik, Frauenpolitik, Männerpolitik: Politikgeschichte als Geschlechtergeschichte, in: Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven, hrsg. v. Hans Medick und Anne-Charlott Trepp, Göttingen 1998, S. 171–231; Schulz, Günther (Hg.), Frauen auf dem Weg zur Elite, München 2000; Planert, Ute (Hg.), Nationalismus, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne, Frankfurt a.M./New York 2000; Süchting-Hänger, Andrea, Das „Gewissen der Nation“. Nationale Engagement und politisches Handeln konservativer Frauenorganisationen 1900–1937, Düsseldorf 2002. Einen ausführlichen Überblick zu „rechten Frauen“ bei: Streubel, Christiane, Literaturbericht: Frauen der politischen Rechten (10.06.03, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2003-2-141>), die überarbeitete Form in: Historical Social Research 28 (2003), S. 103–166.

<sup>6</sup> Noch zu Beginn der 1990er Jahre stellten Rebekka Habermas und Heide Wunder ein geringes Forschungsinteresse fest, so daß „die traditionellen biographischen Darstellungen noch weitgehend das Feld“ bestimmten. Dies., Nachwort, in: Duby, Georges, Perrot, Michelle (Hgg.), Geschichte der

Arbeiten belegen in vieler Hinsicht die richtungweisende These Heide Wunders, daß „in der ständischen Gesellschaft die Kategorie ‚Geschlecht‘ nicht die universelle Strukturierungskraft wie in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts besaß“<sup>7</sup>. So legt z. B. Pauline Puppel in ihrer beeindruckenden Studie „Die Regentin“ dar, daß die vormundschaftliche Regentschaft eine von Frauen ausgeübte regelmäßige, legitime und institutionalisierte Herrschaftsform gewesen ist. Entgegen einer bis in die Gegenwart reichenden Forschungstradition, die auf der Frauen aus der Öffentlichkeit ausschließenden Geschlechterkonstruktion des 19. Jahrhunderts beruht, weist sie überzeugend nach, daß weibliche Regentschaften konstitutiv für die Herrschaftssicherung regierender Dynastien gewesen sind. Mit dieser neuen Sicht leistet diese Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur politischen Geschichte des „Alten Reiches“.<sup>8</sup>

Im Unterschied zu den Darstellungen zur Frühen Neuzeit, die thematisch und in ihren Fragestellungen m. E. insofern aufeinander bezogen sind, als daß sie die Kategorie „Geschlecht“ relational zu Familie und Stand betrachten, ist für das 19. Jahrhundert nicht einmal der basale Ansatz hinreichend ausgeführt, adelige Frauen als Akteurinnen von Geschichte sichtbar zu machen. Das frauen- und geschlechtergeschichtliche Desinteresse qua Wissenschaftstradition wurde bereits erwähnt. Für die jüngere Adelsgeschichte, deren ambitionierte Richtung sich als „kulturhistorisch sensible politische Sozialgeschichte“<sup>9</sup> versteht, ist festzustellen, daß die geschlechtergeschichtliche Dimension in der Programmatik enthalten ist, nur sind noch keine Arbeiten mit empirisch abgesichertem Kenntnisstand erschienen.<sup>10</sup>

---

Frauen, Bd. 3: Frühe Neuzeit, hrsg. v. Arlette Farge, Natalie Zemon Davis, Frankfurt a. M./New York 1994, S. 546. Inzwischen ist das Interesse größer geworden: Keller, Katrin, Hofdamen. Amtsträgerinnen im Wiener Hofstaat des 17. Jahrhunderts, Wien 2005; Hufschmidt, Anke, Adlige Frauen im Weserraum zwischen 1570 und 1700: Status, Rollen, Lebenspraxis, Münster 2001; Obwald-Bargende, Sybille, Die Mätresse, der Fürst und die Macht. Christina Wilhelmina von Grävenitz und die höfische Gesellschaft, Frankfurt a. M./New York 2000; Bastl, Beatrix, Tugend, Liebe, Ehre. Die adelige Frau in der Frühen Neuzeit, Wien u. a. 2000; Meier, Marietta, Standesbewußte Stiftsdamen. Stand, Familie und Geschlecht im adeligen Damenstift Olsberg 1780–1810, Köln u. a. 1999; Wunder, Heide (Hg.), Dynastie und Herrschaftssicherung in der Frühen Neuzeit. Geschlechter und Geschlecht, Berlin 2002; Schattkowsky, Martina (Hg.), Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung, Leipzig 2003.

<sup>7</sup> Wunder, Heide, „Er ist die Sonn’, sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992, S. 264.

<sup>8</sup> Puppel, Pauline, Die Regentin. Vormundschaftliche Herrschaft in Hessen 1500–1700, Frankfurt a. M./New York 2004. Diese Arbeit spezifiziert die konzeptionellen Überlegungen zum Selbstverständnis regierender Dynastien, welche Heide Wunder dargelegt hat. Vgl. dies., Einleitung: Dynastie und Herrschaftssicherung. Geschlechter und Geschlecht, in: Dies. (Hg.), Dynastie und Herrschaftssicherung, Berlin 2002, S. 9–27.

<sup>9</sup> Wienfort, Monika/Conze, Eckart, Einleitung: Themen und Perspektiven historischer Adelsforschung zum 19. und 20. Jahrhundert, in: Dies. (Hgg.), Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert, Köln u. a. 2004, S. 1–16, hier: S. 15.

<sup>10</sup> An dieser Stelle wird kein umfassender Forschungsüberblick präsentiert. Neben den in den Fußnoten 3 und 9 genannten Arbeiten bietet Monika Wienfort eine problemorientierte Einführung mit

Das gegenwärtige Ödland ist exemplarisch an einer Arbeit zum 20. Jahrhundert vorzustellen. Wenn dies etwas ausführlicher geschieht, dann in der Absicht, aufzuzeigen, daß auch eine um das „Kulturelle“ erweiterte Sozialgeschichte Frauen aus der Geschichte auszublenden droht. Es handelt sich bei dieser Arbeit um die Habilitationsschrift Eckart Conzes „Von deutschem Adel. Die Grafen von Bernstorff im zwanzigsten Jahrhundert“ (2000). Im ausgehenden Kaiserreich beginnend, untersucht Conze über drei Generationen hinweg eine großgrundbesitzende Adelsfamilie, um das Anpassungs- und Beharrungsvermögen des Adels in den gesellschaftlichen Dimensionen Herrschaft (Politik), Wirtschaft und Kultur vor allem nach dem Ende der Monarchie aufzuzeigen. Um dies zu realisieren, wirft er einen „biographische[n] Blick auf die Familie als Grundeinheit der Gesellschaft“.<sup>11</sup> Die Familie fungiert über weite Strecken der Darstellung als Kollektivsubjekt.<sup>12</sup> Die von Conze in wechselseitiger Abhängigkeit zu Familie und Gesellschaft dargestellten Akteure sind, wie der Titel sagt, die Grafen Bernstorff, die immer auch die Repräsentanten der Familie sind. Ansatz und Quellen bestimmen maßgeblich das Ergebnis historischer Arbeit. Doch Conze reflektiert kaum die Konsequenzen der männlichen bzw. geschlechtslosen Omnipräsenz in den Quellen für sein Vorhaben. Dieses soll den Anspruch einlösen, wie es zusammenfassend heißt, „Adelsgeschichte als Gesellschaftsgeschichte“<sup>13</sup> zu beschreiben. Allerdings ist Conzes Darstellung nicht gänzlich frei von einer Geschlechterperspektive. Auf ca. vierzig Seiten werden häusliche und schulische Erziehung und Ausbildung der jungen Gräfinnen und Grafen thematisiert, um in dieser Hinsicht nach den Auswirkungen des soziopolitischen Niedergangs zu fragen.<sup>14</sup> In Hinblick auf die jungen Gräfinnen geht Conze, und darauf wird später zurückzukommen sein, von Folgendem aus: Aus der Übernahme bürgerlicher Ideale sei im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein emotionaler Binnenraum in der adeligen Familie entstanden, damit habe die Einteilung in öffentliche und private Lebensbereiche korrespondiert, die wiederum die Geschlechterrollen hierarchisiert hätte. Folglich schließe sich „die prinzipielle Differenzierung der Geschlechtscharaktere“ in der häuslichen Erziehung wie im außerhäuslichen Unterricht nieder. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, so die Quintessenz, sollte der Schulbesuch „weder auf ein Universitätsstudium vorbereiten noch berufliche Perspektiven öffnen. Nach wie vor ging es um die vertiefte Einübung einer geschlech-

---

ausführlichen Literaturhinweisen. Vgl. Wienfort, *Der Adel in der Moderne*, Göttingen 2006. Spezifisch zum Stand der quantitativen Ergebnisse von Gruppen- und Positionsanalysen in der Adelsforschung vgl.: Neumann, Jens, *Der Adel im 19. Jahrhundert in Deutschland und England im Vergleich*, in: GG 30 (2004), S. 155–182.

<sup>11</sup> Conze, Eckart, *Von deutschem Adel. Die Grafen von Bernstorff im zwanzigsten Jahrhundert*, Stuttgart / München 2000, S. 16.

<sup>12</sup> Die Familie als Kollektivsubjekt betrachten ebenfalls: Dornheim, Andreas, *Adel in der bürgerlich-industrialisierten Gesellschaft: eine sozialwissenschaftlich-historische Fallstudie über die Familie Waldburg-Zeil*, Frankfurt a. M. 1993; Stekl, Hannes / Wakounig Maija, *Windisch-Graetz. Ein Fürstenhaus im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien 1992.

<sup>13</sup> Conze, *Von deutschem Adel*, S. 397.

<sup>14</sup> Vgl. ders., *Von deutschem Adel*, S. 287–328.

terspezifischen Rolle im Adel und den konkreten Lebensweg als Gutsherrin, Hausfrau und Mutter.“<sup>15</sup> Das Studium fungiert bei Conze als Indikator gesellschaftlichen Wandels, wogegen zunächst nichts einzuwenden ist, und so bewertet er dessen Fehlen als „erfolgreiches Bemühen“<sup>16</sup> der Familie, alte Verhaltensmuster zu konservieren. In der Betrachtungsweise „Familie als Kollektivsubjekt“ ist aber für die Perspektiven der weiblichen Individuen kein Platz. Da Conze den Bernstorffer Gräfinnen überdies die „private Sphäre“ zuweist, welche nicht zu seinen Erkenntnisinteressen gehört, definiert er sie aus seiner Geschichte heraus. Daß sich dies nicht aus der Logik der Sache ergibt, sondern aus der Wahrnehmung eines Historikers speist, dessen „öffentliches“ Auge allein geöffnet ist, zeigt das einzige Beispiel in der Darstellung, in dem einer Frau ein gewisser Akteursstatus zuerkannt wird. Conze schildert und interpretiert auf vier Seiten Ausbildungsstationen, Aktivitäten und Aufgabenbereiche der 1870 geborenen, nicht heiratenden Clara von Bernstorff-Gartow. Der Lebenslauf der Gräfin wird unter der Fragestellung „Eine ‚brave‘ Küchenfee?“ verhandelt.<sup>17</sup> Bis zum Tod der Eltern 1900/1901 führte Bernstorff-Gartow den großen Landhaushalt des väterlichen Gutes, im Anschluß den brüderlichen Haushalt. Sie reiste, hörte 1909/10 drei Semester Volks- und Agrarwissenschaften, belegte Buchführungskurse, leitete zeitweise eine Landfrauenschule, erwarb nach dem Weltkrieg mit familiärer Unterstützung ein Gut und war in den 1920er Jahren vor allem als Wanderschullehrerin tätig, die Töchtern bäuerlicher Familien Kurse in Kochen, Nähen, Kinder-, Säuglings- und Krankenpflege gab. Da Conze seine Quelle nicht ausbreitet, sind seine Deutungen nicht nachvollziehbar. Er schreibt: „Clara von Bernstorffs Ausbruch, den sie selbst wohl nie als solchen begriff, blieb alles in allem den Mustern des größten Teils der bürgerlichen Frauenbewegung verhaftet.“<sup>18</sup> Anstatt eines auktorialen, allwissenden und belehrenden Erzählers wäre eine Äußerung der Gräfin über Zwänge im Adel hilfreicher gewesen. Der Richterspruch des „unbegriffenen Ausbruchs“ aber infantilisiert oder psychiatrisiert die gräfliche Handlungsfähigkeit, und es erfolgt eine Zwangseinweisung der „Ausbrecherin“ in frauenbewegte „Muster“. Offenbar kann Conze den Aktionsradius der Gräfin nicht mit seinem Bild der „privaten Frau“ vereinbaren. Anstelle das Bild zu korrigieren, verfestigt er es: „Dennoch war Clara von Bernstorff in ihrer Familie eine Ausnahme. So sehr sie ihrem familiären und adeligen Herkommen Zeit ihres Lebens verhaftet blieb, so ungewöhnlich ist doch der ausgeprägte Individualismus, mit dem sie sich Aufgaben schuf ...“<sup>19</sup> Ist philosophisches Denken notwendige Voraussetzung, um Buchführung zu erlernen oder Kochkurse zu geben? In dieser Deutung erfährt die Handlungsfähigkeit eine Elevation: kein „unbegriffener Ausbruch“, sondern zielgerichtetes Handeln auf der Grundlage einer vernünftigen Anschauung. Beide Deutungen treffen sich in der Bewertung „Ausnahme“, welche die Regel bestimmen soll. Die Möglichkeit,

---

<sup>15</sup> Vgl. ebd., S. 290–300, zit.: S. 290, 298.

<sup>16</sup> Ebd. S. 300.

<sup>17</sup> Ebd., S. 320–324, zit.: S. 320.

<sup>18</sup> Ebd., S. 323.

<sup>19</sup> Ebd., S. 324.

Bernstorffs Tätigkeiten als „normalen Ausnahmefall“ (Hans Medick)<sup>20</sup> zu betrachten, der Licht auf die „normalen“ Frauen der Familie wirft, ist somit ausgeschlossen. Wenn aber schon die Beschwörung von Individualismus nötig ist, um Frauen Kinder unterrichten zu lassen, dann impliziert diese Erhöhung, daß „normale“ Gutsherrinnen, Mütter und Ehefrauen keine handelnden Personen sein können.<sup>21</sup> Über die formulierte Kritik ist nicht zu vergessen, daß der Autor keine Geschlechtergeschichte vorgelegt hat. Deutlich sollte jedoch werden, daß ein Ansatz, der Familie als „Kollektivsubjekt“ konzipiert, kaum geeignet ist, „die Aktivitäten, Interessen, Politiken von Frauen gleichberechtigt zu analysieren und historisch zu bewerten.“<sup>22</sup>

Wenn Conze davon spricht, daß im Adel neue geschlechterspezifisch begründete Sphärentrennungen entstanden seien, die analog zum Bürgertum Frauen in die „privaten“ Lebensbereiche verwies, die zwar durch öffentlich-repräsentative Aufgaben durchbrochen wurden, aber an der prinzipiellen Differenzierung nicht rüttelten, glaubt man, Geschlechterdifferenzen und Geschlechterbeziehungen im Adel des 19. Jahrhunderts seien ein gut erforschtes Feld.<sup>23</sup> Das ist nicht der Fall. Conze kann sich nur auf zwei Arbeiten beziehen. In seiner mittlerweile klassischen sozialhistorischen Studie „Westfälischer Adel 1770–1860“ (1979) untersucht Heinz Reif auch adelige Familienstrukturen im Wandel und bettet diese in den langfristigen Prozeß der Auflösung des „Ganzen Hauses“ und der Herausbildung einer privatisierten Kernfamilie ein.<sup>24</sup> Gewissermaßen als Antwort auf gesellschaftliche, politische und rechtliche Umbrüche um 1800 zogen sich die Angehörigen des westfälischen Adels auf ihre Kernfamilien zurück. Vor dem Hintergrund von Krisenerfahrungen konzentrierte man sich auf die eigene Häuslichkeit, die den Sinn für bürgerliche Verhaltens- und Einstellungsweisen wie Innerlichkeit, Freundschaft, emotionale Personenbeziehungen nicht öffnete, sondern schärfte. Mit dem Rückzug auf die Familie geriet die Ehefrau und Mutter ins Zentrum eines emotional bestimmten Binnenraumes.<sup>25</sup> Dieser Auffassung schließt sich Christa Diemel an und versucht zu zeigen, daß das bürgerlich konnotierte Mutterideal neben dem Ideal der Gutsfrau und Welt dame

---

<sup>20</sup> Medick, Hans, Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kultur-anthropologie, in: Matthes, Joachim (Hg.), Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs, Göttingen 1992, S. 167–178.

<sup>21</sup> Handlungsperspektiven und Handlungsspielräume thematisiert hingegen: Wienfort, Monika, Gesellschaftsdamen, Gutsfrauen und Rebellinnen. Adelige Frauen in Deutschland 1890–1939, in: Wienfort/Conze (Hgg.), Adel und Moderne, S. 181–203. Der Aufsatz unterstreicht die nicht vorhandenen Forschungen zum 20. Jahrhundert.

<sup>22</sup> Hausen, Karin, Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte, in: Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte, S. 15–55, zit.: S. 52.

<sup>23</sup> Conze, Von deutschem Adel, S. 290.

<sup>24</sup> Vgl. Reif, Westfälischer Adel 1770–1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite, Göttingen 1979, S. 30f.

<sup>25</sup> Vgl. ebd., S. 280–304.

im Selbstbild adeliger Frauen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts koexistierte.<sup>26</sup> Das ist aber nicht die Stärke der bisher einzigen Arbeit, die sich mit Frauen im Adel, konkret mit Frauen in Hofgesellschaften beschäftigt. Diemel präsentiert Frauen in Hofämtern, Stifts- und Salondamen im Kontext verschiedener Höfe und Hofgesellschaften, die sie als soziale Räume adeliger Repräsentation und Kommunikation untersucht. Hierüber wird zumindest im Ansatz deutlich, daß das bürgerliche Geschlechterprogramm mit seiner schematischen Zuordnung weiblicher Tätigkeitsfelder ins „Private“ verfehlt ist.<sup>27</sup> Mit erziehenden Müttern und höfischen Frauen ist der Forschungsstand fast vollständig umrisen.<sup>28</sup> Wenn sich Conze zu guter Letzt auf Karin Hausens bahnbrechenden Aufsatz über „Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere“<sup>29</sup> bezieht, um die neuen geschlechterspezifisch getrennten Sphären im Adel zu belegen, so werden die Ausmaße des Nichtuntersuchten besonders deutlich. Hausen hat vor über 30 Jahren gezeigt, wie sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert der Geschlechterdiskurs vom ständisch-partikularen zum natürlich-universellen verschob. Entlang der Trennlinie „männlich“ und „weiblich“ wurden unveränderliche Wesensmerkmale konstruiert und polar gegenübergestellt: Aktivität und Rationalität auf der männlichen Seite, Emotionalität und Passivität auf der weiblichen Seite. Dieses polare Grundmuster moderner Geschlechterordnung konstituierte zugleich die Gesellschaft als Ganzes, insofern das „Öffentliche“ als männliche Sphäre, das „Private“ als weibliche Sphäre gedeutet wurde. Das Modell der Geschlechterdifferenz, zunächst komplementär gedacht, aber insbesondere von Männern als Über- und Unterordnungsverhältnis formuliert, war klassen- und nationenübergreifend, blieb kein Phänomen im deutschen Bürgertum.<sup>30</sup> Insofern wird man nicht davon ausgehen können, daß Adelige im 19. Jahrhundert nichts vom Differenzmodell wußten. Dennoch: Ob, wann, wie und warum das ideologische Konstrukt im Adel sozial und kulturell realitätsmächtig

<sup>26</sup> Vgl. Diemel, Christa, *Adelige Frauen im bürgerlichen Jahrhundert. Hofdamen, Stiftsdamen, Salondamen 1800–1870*, Frankfurt a. M. 1998, S. 15–25.

<sup>27</sup> Vgl. ebd., S. 213ff.

<sup>28</sup> Zu erwähnen ist an dieser Stelle auch der Aufsatz von Sylvia Paetschek, der die Vermischung von adeligen und bürgerlichen Frauenbildern thematisiert. Paetschek, Sylvia, *Adelige und bürgerliche Frauen (1770–1870)*, in: Fehrenbach, Elisabeth (Hg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848*, München 1994, S. 159–185. In volkswissenschaftlicher Perspektive fragt ein Aufsatz nach biographischen Perspektiven von Schriftstellerinnen, darunter Bettina von Arnim, geb. Brentano. Vgl. Metz-Becker, Marita, *Adelige und bürgerliche Frauen vor 1871. Auf dem Weg zur Elite?*, in: Schulz (Hg.), *Frauen auf dem Weg zur Elite*, S. 41–59. Mit Frauen aus regierenden Häusern beschäftigt sich folgender Sammelband: Schulte, Regina (Hg.), *Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt seit 1500*, Frankfurt a. M. / New York 2002.

<sup>29</sup> Hausen, Karin, *Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, in: Conze, Werner (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363–393.

<sup>30</sup> Vgl. Bock, Gisela, *Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 2000, S. 121–141. Insbesondere weist Bock darauf hin, daß das Modell keinesfalls eine sichere Hegemonie besaß, sondern durch das 19. Jahrhundert hindurch auf der Ebene der Diskurse und vom sozialen Wandel selbst immer wieder in Frage gestellt wurde.

geworden ist, sind bisher unbeantwortete Fragen. Eckart Conzes formulierte Geschlechterperspektive in seiner Geschichte der Grafen Bernstorff trägt deshalb den Modus des verbindlich Allgemeinen, der die Diskrepanzen zwischen Norm und Praxis überspielt.

Wenn man die frauen- und geschlechtergeschichtliche Auffassung teilt, daß es wichtig ist zu wissen, welche Geschlechterbeziehungen einer Gesellschaft zugrunde liegen, wie Frauen und Männer diese gestalteten, ob die Geschlechtskategorie eine zentrale oder variable Bedeutung für Menschen einer bestimmten sozialen Gruppe besaß, dann haben wir es, bezogen auf den Adel im 19. Jahrhundert, noch immer mit einem großen Forschungsdefizit zu tun.

### 1.3. Methodisch-inhaltliche Konzeption der Arbeit: Adeligkeit, Familie, Geschlecht, Autobiographik

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit stehen Menschen weiblichen Geschlechts, wie sie *innerhalb* autobiographischer Texte handelnd und deutend Gestalt angenommen haben. Die Arbeit orientiert sich damit an einer kulturgeschichtlichen Grundprämisse, wonach sich kein „Objekt“ der Vergangenheit begreifen läßt, „ohne die Bedeutungen, Wahrnehmungsweisen und Sinnstiftungen der zeitgenössischen Menschen in das Verstehen, Beschreiben oder Erklären einzubeziehen“<sup>31</sup>. Im folgenden wird der Allgemeinplatz über die Auseinandersetzung mit den für diese Arbeit wichtigen Forschungsansätzen konkretisiert.

Das „gute Leben“ stellt keine systematische oder analytische Kategorie dar. Es fungiert über weite Strecken der Darstellung als abstraktes Hintergrundbild und besitzt, sprachlich genutzt, eine assoziative Qualität. Gemeint ist eine „besonders grundlegende[n] Bestrebung der Menschen: dem Bedürfnis nach Verbindung oder Berührung mit dem, was ihrer Ansicht nach gut, von maßgeblicher Bedeutung oder von grundlegendem Wert ist.“<sup>32</sup> Anders formuliert, es ist die Orientierung am Guten im moralischen Raum, die Menschen in die Lage versetzt, bedeutungsvoll zu handeln und reflexiv das eigene Handeln im

---

<sup>31</sup> Daniel, Kompendium Kulturgeschichte, S. 17. Daniels „Kompendium“ beendet m.W. die Grundsatzdebatten um eine „kulturalistische Wende“, die in den 1990er Jahren in Frontstellung gegen eine Sozialgeschichte, die strukturtheoretische Erklärungen privilegierte, geführt wurde bzw. mit einer Sozialgeschichte, die Ansätze der neuen Kulturgeschichte integrierte, diskutiert wurde. Folgende Sammelbände zeichnen Debatte und ihre Ergebnisse nach: Conrad, Christoph / Kessel, Martina, Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994; Schulze, Winfried (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994; Lehmann, Hartmut (Hg.), Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, Göttingen 1995; Hardtwig, Wolfgang / Wehler, Hans-Ulrich (Hgg.), Kulturgeschichte Heute, Göttingen 1996; Mergel, Thomas / Welskopp, Thomas (Hgg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997; Conrad, Christoph / Kessel, Martina, Kultur und Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998; Wehler, Hans-Ulrich, Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998; Daniel, Kompendium Kulturgeschichte, Frankfurt a. M. 2001.

<sup>32</sup> Taylor, Quellen des Selbst, S. 85.

Horizont des Guten qualitativ zu gewichten.<sup>33</sup> Autobiographien sind *Sinnkonstruktionen*, in denen das Streben nach, die Einstellung zu einem guten Leben thematisiert werden.

#### A) Adeligkeit:

Mit dem Konzept „Adeligkeit“ wird in der neueren Adelforschung analog zur kulturhistorisch arbeitenden Bürgertumsforschung versucht, die heterogene, binnendifferenzierte Sozialformation „Adel“ auf den gemeinsamen Nenner eines Ensembles geteilter Haltungen, Werte und Vorstellungen zu bringen, welche das soziale und politische Handeln Adelliger im 19. und 20. Jahrhundert prägten und hierüber den Zusammenhalt der Gruppe konstituierten. Ob sich dieses Konzept bewähren wird, um die Entwicklung des Adels in der Moderne präziser zu beschreiben, mögen künftige Arbeiten zeigen. Gegenwärtig wird m. E. mehr darüber gesprochen als geschrieben. „Adeligkeit“ erscheint als ungedeckter Scheck, dessen Existenz auf der konsensuellen Ablehnung linearer Entwicklungsmodelle und einseitig quantifizierender Verfahren ruht, die eben nicht erklären können, wie und warum Selbstbehauptung und Beharrungskraft einer alten Elite trotz Verlust der Herrschaftsrechte seit 1800 möglich werden konnte.<sup>34</sup> Obwohl kaum bestritten wird, daß das heterogene Gebilde Adel durch ein System von Werten, Praktiken und Verhaltensmustern zu bestimmen ist, scheint das Unbehagen an diesem kulturhistorischen Zugriff bis hin zur Ablehnung groß.<sup>35</sup> Meine Kritik besteht in einem forschungspraktischen Einwand. Mit „Adeligkeit“ hat Heinz Reif eine Perspektive künftiger Forschung benannt. Um erklären zu können, was adelige Mentalität wie Habitus nach dem Umbruch um 1800

<sup>33</sup> Ebd., S. 86f.

<sup>34</sup> Vgl. Funck, Marcus / Malinowski, Stephan, Geschichte von oben. Autobiographien als Quelle einer Sozial- und Kulturgeschichte des deutschen Adels in Kaiserreich und Weimarer Republik, in: Historische Anthropologie 7 (1999), S. 236–270, bes. S. 236–247; Reif, Einleitung, in: Ders. (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland, Bd. 1, S. 11–17.; Malinowski, Stephan, Vom König zum Führer. Deutscher Adel und Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 2004, S. 40f. und S. 47ff. (Originaltitel: Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat, Berlin 2003.)

<sup>35</sup> Silke Marburg und Joseph Matzerath insistieren mit guten Gründen, daß sich die Adelsgesellschaften bis zum Ende des Kaiserreichs regional definierten und nicht in einem Gesamtadel aufgingen. Vgl. dies., Vom Stand zur Erinnerungsgruppe. Zur Adelsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, in: Dies. (Hgg.), Der Schritt in die Moderne. Sächsischer Adel zwischen 1763 und 1918, Köln u. a. 2001, S. 5–15. Diese Kritik übernehmend und die Regionalität betonend, auch: Lesemann, Silke / Stieglitz, Annette von (Hgg.), Stand und Repräsentation. Kultur- und Sozialgeschichte des hannoverschen Adels vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Bielefeld 2004. Daß mit „Adeligkeit“ in der Forschung höchst divergierende Vorstellungen verbunden sind, zeigen die Beiträge von Monika Wienfort, Marcus Funck und Joseph Matzerath im Sammelband „Adel und Moderne“, T. 3 „Aspekte von Adeligkeit“, in: Wienfort / Conze (Hgg.), Adel und Moderne. „Adeligkeit“ wird stärker als Strategie der Selbststilisierung vorgestellt von: Wienfort, Der Adel in der Moderne, S. 154ff. Generell zur Diskussion: Tacke, Charlotte, „Es kommt darauf an, den Kurzschluß von der Begriffssprache auf die politische Geschichte zu vermeiden“. ‚Adel‘ und ‚Adeligkeit‘ in der modernen Gesellschaft, in: NPL 52 (2007), S. 91–123.

noch gewesen sei, bedürfe es eines Wissens „über das vormoderne Substrat von Adel, das dieser in den Wandel des 19. Jahrhunderts einbrachte“<sup>36</sup>. Wenn man „Adeligkeit“ nur unter Rückgriff auf ein „vormodernes Substrat“, dessen Existenz ungewiß und zu bezweifeln ist, untersuchen kann, dann dürfte noch einige Zeit ins Land gehen, bis Ergebnisse erzielt werden. Es ist ein großes forschungspraktisches Problem, das gegenwärtig eher nivelliert wird. Stephan Malinowski, der Reifs Substratgedanken teilt, die Chiffre hierfür ist „Wiedererfindung“, hat sich in veröffentlichter Form zuerst der Herausforderung gestellt, Grundzüge von „Adeligkeit“ im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert nachzuzeichnen.<sup>37</sup> Er beschreibt, daß sich der Adel auch nach 1918 zur Herrschaft berufen fühlte, am Überlegenheitsgefühl dieser Gruppe kam kein Selbstzweifel auf. Neben Familie, Landbindung, Charakter und Kargheitskultur diagnostiziert Malinowski Herrschaft und Führertum als Zentrum des adeligen Habitus. Deutlich wird hingegen nicht, ob die als zeitlos dargestellte Qualität des Herrschens zum „Substrat“ eines jahrhundertealten Habitus gehört. Die Rede ist vom „Versuch, uralte Herrschaftskonzepte zeitgemäß zu modifizieren“ – welche?, vom „Erhalt vormoderner Leitbilder“ – welcher? – trotz Neudefinitionen, auch sei eine „Neukomposition einzelner Elemente aus dem adligen Wertekanon“ – welcher? – versucht worden. Malinowski spricht suggestiv von der „historischen Tiefe des ‚Obenbleibens‘“, zeigt diese aber nicht jenseits der zeitgenössischen Selbstbeschreibungen.<sup>38</sup> Sicher, hier wird ein Modell skizziert, aber schon auf dieser Ebene wird deutlich, daß der Nachweis eines kontinuierlichen, kohärenten Herrschaftshabitus kaum zu erbringen ist. Welche Erklärungskraft diesem Modell im Hinblick auf konkrete Praktiken und Verhaltensanforderungen zukommt, ist somit fragwürdig.<sup>39</sup> Vorliegende Arbeit versucht nicht, die Grundzüge von „Adeligkeit“ zu spezifizieren oder den Elementen eines adeligen Habitus weitere hinzuzufügen. Wenn ich mich des öfteren auf „Adeligkeit“ beziehe, dann im Sinne einer kollektiven Selbstbeschreibung, die aktuelle Handlungs- und Wertorientierungen bereitstellte, die den Adel in einer zunehmend entscherten Adelsgesellschaft auf diffuse Art zusammenhielt.<sup>40</sup>

Mein Interesse richtet sich nicht auf kollektive Handlungseinheiten, sondern auf das Individuum in seiner Beziehung zur Welt. Damit orientiere ich mich an einer Bürgertums-

<sup>36</sup> Reif, Adel im 19. und 20. Jahrhundert, S. 119.

<sup>37</sup> Malinowski, Vom König zum Führer, S. 47–117.

<sup>38</sup> Ebd., S. 104–117, hier: S. 117, S. 114, S. 115, S. 109.

<sup>39</sup> Michael Müller zeigt am Beispiel des polnischen Adels, daß, wenn man von einem vormodernen „Substrat“ oder Kernelement ausgeht, die Anpassungsprozesse im 19. Jahrhundert hohe Kosten des „Obenbleibens“ verursachten. Sie gehen bis an die Schwelle der Preisgabe von „Adeligkeit“. Zugespißt formuliert: Elitenzugehörigkeit wird mit einem kollektiven Identitätsverlust bezahlt, der Adel paßt sich zu Tode an. Vgl. Müller, Michael G., „Landbürger“. Elitenkonzepte des polnischen Adels im 19. Jahrhundert, in: Conze/Wienfort (Hgg.), Adel und Moderne, S. 87–105.

<sup>40</sup> Da in der Forschung Statik und Homogenität des Adelshabitus betont wird, sei zumindest daran erinnert, daß der Habitus-Begriff von Bourdieu durchaus mit dem Unscharfen und Verschwommenen in Verbindung gebracht wird. Vgl. Bourdieu, Pierre, Rede und Antwort, Frankfurt a. M. 1992, S. 101.

forschung, die „Bürgerlichkeit“ in Anlehnung an Alltagsgeschichte und Kulturanthropologie zunehmend als aktiven Aneignungsprozeß von Werten, Normen und Idealen durch die historischen Akteure begreift.<sup>41</sup> Mit dem Kulturbegriff der historischen Anthropologie rückt das „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe“<sup>42</sup> der Menschen in den Mittelpunkt. Der Akzent liegt hier auf der individuellen Aneignung der Dinge der sozialen Welt, ohne gesellschaftsenthoben zu sein. Damit werden überindividuelle Kategorien oder kollektive Einheiten wie Familie, Status, soziale Herkunft nicht obsolet, sie verlieren nur ihre Erklärungskraft *sui generis* und besitzen ihre Wirkungsmacht genau in dem Maße, wie sie von den Individuen praktisch und geistig angeeignet werden. Im Prozeß der individuellen Herstellung von Bedeutung können beliebige Kategorien zu „Werten“ aufsteigen bzw., insofern „Werte“ gegeben sind, verändert oder bestätigt werden und handlungsorientierend wirken. Ist in der Bürgertumsforschung von Aneignungsweisen und -formen die Rede, dann wird versucht, die Sphären von sozialer Praxis und Kultur gleichrangig und in ihren Wechselwirkungen zu erfassen, um Aufschluß darüber zu erhalten, wie und welche Werte für jeweilige bürgerliche Alltagsgestaltungen überhaupt von Bedeutung waren. Das wechselseitige In-Beziehung-Setzen, wozu verschiedene Quellengruppen unterschiedlichen Realitätsgehaltes nötig sind, wird in dieser Arbeit nicht geleistet. Autobiographien spielen in einer Realitätsliga, der Gegenüberstellungen von Alltag und Normen, Fakten und Fiktionen, Wahrheit und Lüge fremd sind. Diese ‚Liga‘ gründet in der Existenz von *Sinn*, verstanden als „Ensemble der obersten Kriterien, nach denen im menschlichen Lebensvollzug die kulturelle Orientierung von Handeln und Leiden geleistet wird.“<sup>43</sup> Jörn Rüsen bindet Kultur und Sinn in einer Formulierung zusammen, die ich zugrunde lege, um der autobiographischen Dimension von Bedeutungsherstellung und Aneignung gerecht zu werden: „*Kultur* ist Inbegriff der subjektiven Deutungsleistung des Menschen im Umgang mit sich selbst und seiner Welt. Sie ist geradezu identisch mit einem mentalen Sinngebungs- oder Sinnbildungsprozeß, ohne den die menschliche Lebensführung unmöglich wäre. Man muß die Welt immer schon kulturell interpretiert haben, wenn man ihrer handelnd mächtig werden will. Sinn ist genau das, was Kultur im Lebensprozeß des Menschen leistet: Sie stattet die Welt und den Menschen mit einer Sub-

---

<sup>41</sup> Vgl. Hettling, Manfred / Hoffmann Stefan-Ludwig, Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert, in: GG 23 (1997), S. 333–360; Dies. (Hgg.), Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000; Hettling, Bürgerliche Kultur – Bürgerlichkeit als kulturelles System, in: Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997), hrsg. v. Peter Lundgreen, Göttingen 2000, S. 319–339; Habermas, Rebekka, Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850), Göttingen 2000.

<sup>42</sup> Geertz, Clifford, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M. 1994, S. 9.

<sup>43</sup> Rüsen, Jörn, Was heißt: Sinn der Geschichte? (Mit einem Ausblick auf Vernunft und Widersinn), in: Müller, Klaus E. / Rüsen, Jörn (Hgg.), Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien, Reinbek b. Hamburg 1997, S. 17–47, hier: S. 27.

jektqualität aus, ohne die die menschlichen Subjekte mit sich selbst und ihrer Welt nicht handelnd und leidend umgehen können.<sup>44</sup> Was Menschen nach Auffassung Rüsens immer tun, die permanente subjektive Hervorbringung von Welt durch Deutung und reflexive Selbstvergewisserung, tun AutobiographInnen in besonderem Maße, insofern dieser Prozeß in Form einer individuellen Lebensgeschichte erzählt wird. Aneignung vollzieht sich hier auf fundamentale Weise. Es geht nicht um Aneignungsformen von Höflichkeit, Pflicht und anderen Tugenden, sondern das Subjekt eignet sich vergangenes Leben zu seiner eigenen Geschichte an.

## B) Familie:

Die adelige Familie genießt in der neueren Adelforschung einen hohen Stellenwert; doch arbeitet sie nicht ausdrücklich familienhistorisch. Auch die vorliegende Arbeit versteht sich explizit nicht als Beitrag zur historischen Familienforschung, die ihrerseits die Adelsfamilie als eigenständigen neuzeitlichen Typ nur marginal erwähnt.<sup>45</sup>

In der frühneuzeitlichen Gesellschaft stellte die adelige Familie einen Typ für sich dar, welcher sich von anderen darin unterschied, daß er von Produktionsfunktionen weitgehend entlastet war, und die auf Grundbesitz ruhende Ausübung und Sicherung von Herrschaft zu seiner eigentlichen Aufgabe gehörte.<sup>46</sup> Unterhalb des Typs war der enge Zusammenhang von Herrschaft und Familie trotz Standeszugehörigkeit nicht ein für allemal gegeben. Familien konnten verarmen, absinken, aussterben. Familiäre Strategien, deren zentrales Ziel im Namens- und Besitzerhalt in materieller, generationeller, sozialer und symbolischer Hinsicht lag, waren nötig, um Herrschaftspositionen zu sichern oder zu verbessern. Die in das 19. Jahrhundert geretteten Strategien des Familienzusammenhalts konnten für Familien von Vorteil sein, um sich in der adeligen Binnendifferenzierung nach Recht und Status, dann zunehmend nach Funktion und Reichtum zu behaupten. Darüber hinaus gelten stabile oder stabilisierte Familien in der Forschung als *eine* Voraussetzung zur Aufrechterhaltung von politischen und gesellschaftlichen Herrschafts-

---

<sup>44</sup> Ebd., S. 25.

<sup>45</sup> Grundlegend: Reif, Westfälischer Adel; Conze, Von deutschem Adel. – Die historische Familienforschung ist ein weites Feld. Zumindest fällt auf, daß die sozialhistorisch orientierte Forschung kaum interessiert ist. Wenn sich etwa Andreas Gestrich in seiner problemorientierten Überblicksdarstellung zur neuzeitlichen Familie auch auf Adelshaushalte und Erziehung im Adel bezieht, so rekurriert er vornehmlich auf die von Heinz Reif gewonnenen Ergebnisse zur Adelforschung. Vgl. Gestrich, Andreas / Krause, Jens-Uwe / Mitterauer, Michael, Geschichte der Familie, Stuttgart 2003, S. 455ff.; S. 585ff. – Zu den großen Entwicklungslinien im 19. Jahrhundert noch immer (und unter weitgehendem Ausschluß der Adelsfamilie): Rosenbaum, Heidi, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1982; Sieder, Reinhard, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt a. M. 1987.

<sup>46</sup> Vgl. Rosenbaum, Formen der Familie, S. 20f.

ansprüchen und als Garant des gesellschaftlichen „Obenbleibens“ im 20. Jahrhundert.<sup>47</sup> Das Interesse an der Familie ist demnach eingebettet in den übergreifenden Fragehorizont nach Elitentransformation bzw. Stuserhalt unter modernen Bedingungen.

Mentalitätsgeschichtlich wird die These vertreten, daß die Familie ein Element adeliger „Kernidentität“ darstellte. „Familie haben“ war demnach ein hervorragendes Attribut von „Adelig-Sein“.<sup>48</sup> Das adelige Familienmodell und -verständnis ging über die konkrete Erscheinungsform der Kernfamilie oder zeitweilig erweiterten Kernfamilie hinaus. Verstanden als agnatisch begrenzter Blutsverband gehörten der Familie alle toten, lebenden und künftigen Generationen an. Auch bezog sich das Familienverständnis in horizontaler Ausdehnung auf alle Träger des Namens und deren Verwandte. Immer den Familien- und Besitzerhalt zum Ziel habend, regelten Familienordnungen und -verträge rechtliche und finanzielle Belange der einzelnen Mitglieder ebenso, wie sie soziale Normen und Konventionen im Sinne der Familienräson verbindlich formulierten.<sup>49</sup> Die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkte Gründung von Familienverbänden zielte mit der Pflege der eigenen Geschichte, dem Abhalten von Familientagen und der Unterstützung bedürftiger Angehöriger darauf ab, Gemeinsinn und inneren Zusammenhang der Namens-träger zu stärken.<sup>50</sup> Innerhalb dieses Modells, und darüber herrscht Forschungskonsens, dominierten die Familienziele das Leben aller Familienangehörigen. Die Familie bestimmte die Stellung des einzelnen: „Sie legitimierte seine Stellung durch die Ehre der Vorfahren, Tradition und Standeszugehörigkeit, sie sorgte für Ausbildung, Ausstattung

<sup>47</sup> Vgl. grundlegend Reif, *Westfälischer Adel*, S. 240–315; ders., „Erhaltung adligen Stamms und Namens“. Adelsfamilie und Statussicherung im Münsterland 1770-1914, in: *Familie zwischen Tradition und Moderne. Studien zur Geschichte der Familie in Deutschland und Frankreich vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*, hrsg. von N. Bulst u. a., Göttingen 1991, S. 275-309; programmatisch bei Braun, Rudolf, *Konzeptionelle Bemerkungen zum Obenbleiben: Adel im 19. Jahrhundert*, in: *Europäischer Adel 1750–1950*, hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1990, S. 88f.; Matzerath, Josef, „dem gantzen Geschlechte zum besten“. Die Familienverträge des sächsischen Adels vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, in: *Geschichte des sächsischen Adels*, hrsg. v. J. Matzerath u. a., Köln u. a. 1997, S. 291–319. Für das 20. Jahrhundert: Conze, *Von deutschem Adel*; ders., *Adeliges Familienbewußtsein und Grundbesitz. Die Auflösung des Gräflich Bernstorffschen Fideikommisses Gartow nach 1919*, in: *GG 25* (1999), S. 455–479.

<sup>48</sup> Vgl. Oexle, Otto Gerhard, *Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, in: Wehler (Hg.), *Europäischer Adel 1750-1950*, S. 19–56; Dilcher, Gerhard, *Der alteuropäische Adel – ein verfassungsgeschichtlicher Typus?*, in: Ebd., S. 57–86; Reif, „Adeligkeit“ – historische und elitentheoretische Überlegungen zum Adelshabitus in Deutschland um 1800, [Manuskript, 12. 6. 1997], unpaginiert; Malinowski, *Vom König zum Führer*, S. 46ff.

<sup>49</sup> Vgl. Funck/Malinowski, „Charakter ist alles!“: *Erziehungsideale und Erziehungspraktiken in deutschen Adelsfamilien des 19. und 20. Jahrhunderts*, in: *Jahrbuch für historische Bildungsforschung*, Bd. 6, Bad Heilbrunn 2000, S. 71–91; Malinowski, *Vom König zum Führer*, S. 46–59; Conze, *Von deutschem Adel*, S. 342ff. – Zu Inhalten und Leistungen von Familienordnungen und -verträgen vgl.: Reif, *Westfälischer Adel*, S. 78–122; Matzerath, „dem gantzen Geschlechte zum besten“, S. 291–319.

<sup>50</sup> Vgl. auch Brunner, Rainer, *Landadeliger Alltag und primäre Sozialisation in Ostelbien am Ende des 19. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 39* (1991), S. 995–1011.

und gesellschaftliche Stellung des Individuums. Im Gegenzug forderte sie vom Einzelnen, er solle zur Ehre der Familie durch standesgemäßes Verhalten und durch Sicherung des Besitzstandes beitragen. Bei Fehlverhalten standen der Familie Sanktionsmöglichkeiten zu. Indem nun der Einzelne die Erwartung der Familie erfüllte, blieb die Stellung der Familie stabil. Der Kreis schließt sich.<sup>51</sup> Diese in der ständischen Gesellschaft entstandene soziale Verfaßtheit der Statussicherung war langfristig bis zum Ende des 19. Jahrhunderts erfolgreich. Das reziprok gedachte Geben und Nehmen zwischen Familie und dem Einzelnen wird, wenn es spezifiziert wird, vornehmlich strukturell bzw. strukturfunktionalistisch betrachtet. Für diese Perspektive stehen insbesondere die Arbeiten von Heinz Reif. Er hat verschiedentlich gezeigt, wie stark adelige Familienordnungen über Erbschaften, Anrechte, Ämterbesetzungen und Heiratskreise die Lebenschancen der jeweiligen Mitglieder reglementierten, wie der Familienzyklus in einzelne Lebensläufe und Biographien eingreifen konnte, welche Konsequenzen das Majoratsprinzip zur Besitzsicherung für alle Familienmitglieder zeitigte.<sup>52</sup> Die Stärke dieser Betrachtungsweise liegt fraglos darin, die Dauerhaftigkeit vormodern geprägter Strategien trotz beschleunigten sozio-politischen Wandels zeigen zu können. Doch in dieser Perspektive *sind* Individuen Epiphänomene von Struktur- und Funktionszusammenhängen, wie sie sich aus Familienordnungen mit ihrem hohen normativen Quellengehalt rekonstruieren lassen. Die Ordnung *erscheint* als kollektiver Akteur, die Mitglieder als funktionierende Agenten ohne „Eigensinn“<sup>53</sup>, denen allenfalls eine Einbahnstraße des Leidens offeriert wird. Wenn Reif von den Kosten erfolgreicher Statussicherung im münsterländischen Adel spricht, dann meint er insbesondere den „Verzicht auf Selbstverwirklichung“<sup>54</sup>, der den Töchtern und nachgeborenen Söhnen in Ehe und Beruf abverlangt wurde. Enge Heiratskreise und die Konzentration auf wenige Berufsfelder als kollektive Strategien sozialer Schließung und Distinktion konnten und haben konfliktreich in individuelle Lebensvorstellungen und Lebensgestaltungen eingegriffen.<sup>55</sup> Doch der „Verzicht auf Selbstverwirklichung“ ist eine viel zu allgemeine Metapher, um Probleme einzelner im komplizierten Geflecht von

<sup>51</sup> Matzerath, „dem gantzen Geschlechte zum besten“, S. 291.

<sup>52</sup> Über die mehrfach genannten Arbeiten hinaus: Reif, Adelsfamilie und soziale Plazierung im Münsterland 1770–1914, in: Kocka, Jürgen u. a. (Hgg.), Familie und soziale Plazierung. Studien zum Verhältnis von Familie, sozialer Mobilität und Heiratsverhalten an westfälischen Beispielen im späten 18. und 19. Jahrhundert, Opladen 1980, S. 67–125; ders., Zum Zusammenhang von Sozialstruktur, Familien- und Lebenszyklus im westfälischen Adel in der Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Mitterauer, Michael / Sieder Reinhard (Hgg.), Historische Familienforschung, Frankfurt a. M. 1982, S. 123–135.

<sup>53</sup> Zum in der Alltagsgeschichte gebräuchlichen Begriff des Eigensinns vgl.: Lütke, Alf, Die Ordnung der Fabrik. „Sozialdisziplinierung“ und Eigen-Sinn bei Fabrikarbeitern im späten 19. Jahrhundert, in: Vierhaus, Rudolf u. a. (Hgg.), Frühe Neuzeit – Frühe Moderne? Forschungen zur Vielschichtigkeit von Übergangsprozessen, Göttingen 1992, S. 206–231.

<sup>54</sup> Reif, „Erhaltung adligen Stamms und Namens“, S. 283.

<sup>55</sup> Ders., Väterliche Gewalt und „kindliche Narrheit“. Familienkonflikte im katholischen Adel Westfalens vor der Französischen Revolution, in: Ders. (Hg.), Die Familie in der Geschichte, Göttingen 1982, S. 82–113.

Familienbeziehungen zu erfassen. Die Metapher funktioniert allerdings auf abstrakter makrohistorischer Ebene: Die bürgerliche oder moderne Gesellschaft mit ihren vom männlichen Individuum hergedachten Ordnungsprinzipien von Rechtsgleichheit, Chancengleichheit und Entfaltungsfreiheit einerseits und eine kollektive Familienordnung andererseits, die sich diesen Prinzipien widersetzt.

Kulturgeschichtlich erweiterte sozialhistorische Arbeiten betonen die Familie stärker als Element von „Adeligkeit“, als kollektiv geteilten Wert am „adeligen Werthimmel“, als gruppenverbindlichen und -verbindenden Handlungs- und Sinnzusammenhang, im Kern die Erhaltung des *splendor familiae*, des Familienglanzes bedeutend.<sup>56</sup> Zwar wird so eine Wechselbeziehung zwischen Familie und Individuum angedeutet, dennoch dominiert auch hier eine Betrachtung, die den Zwangscharakter der Familie betont. In Hinblick auf Erziehung und Sozialisation erscheint der Binnenraum adeliger Kernfamilien als Repressionszentrum, das *verkörperte Familienordnungen* hervorbringt, nicht aber als Ort, in dem Menschen künftiger Handlungsfähigkeit wegen erzogen werden. Familienverbände werden als sozial kontrollierende Institutionen präsentiert, aber es sind kontrollierende Gewalten: nicht wenig, aber auch nicht mehr.<sup>57</sup> Dennoch ist diese Perspektive plausibel. Eine soziale Gruppe, die ihren Führungsanspruch und ihre Sonderstellung aus Abstammung und Geburt herleitet und somit fundamental an die Existenz „natürlicher“<sup>58</sup> Familien gebunden ist, unternimmt vor dem Hintergrund sich auffächernder Lebensstile, verschärfter Elitenkonkurrenz und dem politischen Aus nach 1918 alle kollektiven Anstrengungen, um die innere Erosion zu vermeiden, immaterielle Homogenität zu stiften. Auch zeigen die „von oben“ durchgeführten Stabilisierungsbemühungen an, daß der Wert „Familie“ um 1900 zur sozialen Praxis in Spannung stand, für einzelne nicht zwingend verbindlicher Fixpunkt am adeligen Firmament war.

Zwar ist es wichtig zu wissen, wie die Institution „Familie“ mit Außendruck versucht hat, eine Inkorporierung von Werten und Normen zum Zweck der Gruppenkohäsion hervorzubringen. Vernachlässigt wird in dieser dem einzelnen hierarchisch und restriktiv zugewandten Perspektive hingegen, daß Werte eine Fülle von Möglichkeiten und Anforderungen individuellen Handelns konstituierten, daß Werte im ‚Innen‘ einer Person einer kognitiven und emotionalen Gestimmtheit bedurften, um handlungsorientierend wirksam zu sein. Charles Taylor spricht hier nicht von Werten, sondern vom „Guten als Gegenstand unserer Liebe und Loyalität“.<sup>59</sup> Wenn Familienstabilität oder der Familien-

<sup>56</sup> Vgl. Malinowski, Vom König zum Führer, S. 47–59. Zur „Erhaltung des splendor familiae“ vgl. ausführlich: Conze, Von deutschem Adel, S. 329–361.

<sup>57</sup> Vgl. z. B. Funck/Malinowski, „Charakter ist alles!“, S. 71–91.

<sup>58</sup> Daß die auf Blutsbanden und Verwandtschaft basierende Familie kein singuläres Adelsmerkmal darstellte, sondern auch zum Erfindungsreichtum der bürgerlichen Meisterdenker gehörte, zeigen grundlegend: Davidoff, Leonore/Doolittle, Megan/Fink, Janet/Holden, Katherine, *The Family Story. Blood, Contract and Intimacy 1830–1960*, Amsterdam 1998.

<sup>59</sup> Vgl. Hettling/Hoffmann, Zur Historisierung bürgerlicher Werte. Einleitung, in: Dies. (Hgg.), *Der bürgerliche Werthimmel*, S. 13; Dies., *Der bürgerliche Werthimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert*, in: GG 23 (1997), S. 339f.; Taylor, *Quellen des Selbst*, S. 152.

zusammenhalt *eine* Möglichkeit im Kampf um adeligen Stuserhalt darstellte, so ist es nicht damit getan, eine dem Individuum vorgeordnet gedachte Einheit (sei es die Familie in ihrer Struktur, als Institution oder als Kollektiv-Wert) zu untersuchen. In dieser Perspektive, die die Gefahr des „Strukturrealismus“<sup>60</sup> in sich birgt, droht unterzugehen, daß es immer auch die einzelnen Familienangehörigen waren, die mit ihren Handlungen und Deutungen familiäre Bindungskräfte stärkten und hierüber den Zusammenhalt bewirkten.

Die vorliegende Arbeit setzt hier an und untersucht den subjektiven Sinn von „Familie haben“. Das in der Adelsforschung dichotomisch anmutende Verhältnis von Familie und Individuum wird von letzterem her betrachtet und als Beziehungsgefüge verstanden. Es geht demnach nicht darum, den Kollektiv-Wert „Familie“ oder Familienstrukturen zu ignorieren, das waren sicherlich wichtige, die einzelne Person strukturierende Elemente, sondern diese an das weibliche Individuum in seinen lebensweltlichen Bezügen zurückzubinden und sie innerhalb der Autobiographik in konkrete Deutungszusammenhänge aufzulösen. Dieser ‚Auflösung‘ liegt keine Dezentrierungsabsicht zugrunde, sondern folgt der Einsicht, daß der Zweck der herangezogenen Lebenserinnerungen nicht darin liegt, über die Familie als Struktur oder Kollektiv-Wert zu reflektieren. Die Lebenserinnerungen werden auf die präsentierten Selbstbilder und Lebensentwürfe, die Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten und die Beziehungen zu anderen hin untersucht. Zentral fragt diese Arbeit nach den Möglichkeiten und Grenzen der Familienzugehörigkeit, nach integrierenden und desintegrierenden Faktoren, um sich positiv auf sich selbst zu beziehen und sich hierüber im ‚Raum des Adels‘ verorten zu können.

Der Fragestellung liegt die schlichte außerautobiographische Annahme zugrunde, daß Frauen stärker als Männer in ihre jeweiligen Kernfamilien eingebettet waren, daß ihr Familienstand über die einzunehmende gesellschaftliche Position entschied, daß der Familienstatus in stärkerem Maße als bei männlichen Angehörigen darüber entschied, welche sozial-kulturellen Räume sich ihnen (nicht) eröffneten.

Beim gegenwärtigen Forschungsstand zielt das nach Bedeutungen fragende Interesse zunächst darauf ab, adelige Frauen „als handelnde, erfahrene und deutende Akteurinnen“<sup>61</sup> hervorzuheben. Des weiteren führt eine Untersuchung von Möglichkeiten und Grenzen der Familienzugehörigkeit zu einer Auffächerung dessen, was in der Forschung nurmehr in Abgrenzung zum bürgerlichen Bildungsideal betont wird: „Bedürfnisse einzelner“ seien „soweit wie möglich eingeengt bzw. nur im engen Rahmen der über die Adelsgesellschaft definierten Konventionen zugelassen“ worden.<sup>62</sup> Aber erst Kenntnisse individueller Bedürfnislagen tragen dazu bei, die Familie vom einzelnen her, in Zustimmung oder Ablehnung, einschätzen zu können. Zu guter Letzt versucht diese Arbeit den in der Adelsforschung vorherrschenden Zwangscharakter der Familie zu relativieren. Diese Sicht mag durchaus mit den hierarchischen Familienstrukturen zu begründen sein. Doch

<sup>60</sup> Kritisch dazu: Bourdieu, Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a. M. 1994, S. 39.

<sup>61</sup> Habermas, Geschlechtergeschichte und „anthropology of gender“, S. 499.

<sup>62</sup> Funck / Malinowski, „Charakter ist alles!“, S. 72.

sieht man von den Deutungen der Beteiligten ab, wird adeligen Personen pauschal ein Opferstatus zugewiesen, der sie ihrer Gestaltungschancen beraubt.

Auf welche Weise soll nun das Beziehungsgefüge von Familie und Individuum und der damit verbundenen Leitfrage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Familie, sich positiv auf sich selbst im ‚Raum des Adels‘ zu beziehen, untersucht werden? Zunächst einmal: In den genutzten Autobiographien werden weder Familienordnungen noch Familienverbände thematisiert. In starker Vereinfachung: Es gibt Texte, die Familie nicht thematisieren und andere, in denen Familie das zentrale Thema der Darstellung ist. Zwischen diesen Polen etabliert sich die Kernfamilie, manchmal und zeitlich begrenzt um Verwandte erweitert, als Gegenstand der Kindheits- und Jugenderinnerungen. Im Fortgang der Erzählung kann „Familie haben“ entfallen bzw. stellen engere und weitere Familienangehörige Staffagefiguren dar. Diese können aber auch als Gegenstand der Bindung oder Abgrenzung zentral in die Erzählung einrücken. Hierbei stellen die Selbstbezüge allemal Wertungen dar. Doch diese kommen zumeist ohne Rückgriff auf den Kollektiv-Wert „Familie“ aus, sondern stellen Sinnqualitäten im Horizont der eigenen Geschichte dar. Auf keinen Fall sind erinnerte Lebensgeschichte und Kernfamilie identisch, was nur dann überrascht, wenn man von einer normativen In-Eins-Setzung von Frauen und Familie ausgeht. Familie, in der Regel personell konkretisiert, ist mehr und minder stark in die autobiographische Darstellung integriert und oft mit anderen Erzählgegenständen (der Krieg, das Dorf, Feste und Reisen ...) verwoben. Das heißt, in der herangezogenen Autobiographik erfolgte das Thematisieren von Familie weder gleichgewichtig noch gleichwertig.

Trotz der Heterogenität des Themas „Familie“ waren die den meisten Autobiographien zugrunde liegenden Lebensläufe gleichartig. Von der Eheanbahnung über die Eheschließung, Mutterschaft und Witwenschaft war die zeitliche Abfolge von Lebensläufen familienbezogen strukturiert. Der Befund der Gleichartigkeit ist Anlaß, um in dieser Arbeit modellhaft Aspekte einer weiblichen Normalbiographie zu rekonstruieren. Dieses Modell basiert auf der grundlegenden Einsicht der Biographieforschung, wonach sich Subjekte ‚fraglos‘ an Wahrscheinlichkeiten und Normalitätserwartungen orientieren.<sup>63</sup> Anhand von drei Aspekten, welche autobiographische ‚Textdaten‘ mit den Besonderheiten des adeligen Familienverständnisses verknüpfen (Geschlechterkette, familiäre Herkunft, Verhaltensorientierungen) untersucht das Modell die Möglichkeiten der Familie, welche in der Summe das normalbiographisch Erwartbare im Leben adeliger Frauen konstituierten. Es soll gezeigt werden, daß die Normalbiographie im Adel auf dem Primat fußte, eine durch die Familie vermittelte Position in der Adelsgesellschaft einzunehmen, die mit dem Leitbild der ‚Gattin, Mutter, Herrin und Gesellschaftsdame‘ korrespondierte. Die Frage nach den Möglichkeiten der Familie wird demnach über die Skizzierung des Modells beantwortet und zugleich als konstitutiver Rahmen begriffen, innerhalb dessen

---

<sup>63</sup> Vgl. Dausien, Bettina, *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*, Bremen 1996, S. 13ff.; S. 44ff.

sich adelige Frauen bedeutsam in ein Selbst-Welt-Verhältnis setzen konnten, um hierüber der eigenen Existenz Sinn zu geben.

Es dürfte einerseits einleuchtend sein, daß die Familie als konstitutiver Rahmen ein breites Spektrum individueller Handlungs- und Bedeutungszusammenhänge eröffnete. Andererseits ist vorstellbar, daß das normalbiographisch Erwartbare aufgrund familiärer Verhältnisse und Verhinderungen nicht für alle Frauen wahrscheinlich wurde oder aufgrund anderer Vorstellungen von einem guten Leben bei Frauen auf Ablehnung stieß. Damit rückt die Frage nach den Grenzen der Familie, die sich aber nicht über das Modell erschließen, sondern erst in der vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Selbstpräsentationen kenntlich werden, in die Untersuchung ein. ‚Selbstpräsentation‘ ist in dieser Arbeit ein wichtiger Begriff, um das Gefüge von Familie und Individuum zu untersuchen. Hierbei greife ich auf *einen* von Heiner Keupp und KollegInnen herausgearbeiteten Aspekt personaler Identität zurück. Um langwierigen Diskussionen vorzubeugen: Identitätskonstruktionen versetzen Menschen in die Lage, sich sinnhaft in ihrer Welt zu verorten und zugleich handlungsfähig zu sein. „Identität bildet ein selbstreflexives Scharnier zwischen der inneren und äußeren Welt. Genau in dieser Funktion wird der Doppelcharakter von Identität sichtbar: sie soll das unverwechselbar Individuelle, aber auch das sozial Akzeptable darstellbar machen.“<sup>64</sup> Autobiographien stellen eine und auch seltene Form von möglichen Selbstreflexionen dar. Nicht immer ist die klassische Identitätsfrage „Wer bin ich?“ das Thema, sondern häufiger deren ‚kleinere Schwester‘ – die Selbstthematizierung in der Aussage „Das bin ich“.<sup>65</sup> Doch beide bedienen das „Scharnier“: Das Nachdenken über das eigene Ich in Vergangenheit und Gegenwart zum Zweck der Selbstvergewisserung und der Klärung seiner Beziehungen und Identifikationen zu relevanten Anderen (Herkunft, soziale Gruppen, Personen ...).<sup>66</sup> Keupp und KollegInnen geht es in ihrer theoretisch fundierten empirischen Arbeit nicht um Autobiographien, sondern u. a. um Selbsterzählungen, die sie als einen „Identitätsbaustein“ neben anderen betrachten. Gesprochen wird von biographischen Kernnarrationen, worunter die „Selbstideologie einer Person“ verstanden wird. „Ideologie“ meint die bewußte, sprachlich verfaßte Arbeit an der eigenen Identität in Abgrenzung zum teilweise unbewußten und unartikulierten Identitätsgefühl einer Person. Kernnarrationen bieten „Lesarten des eigenen Selbst“. Sie dienen

---

<sup>64</sup> Keupp, Heiner u. a., Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 28.

<sup>65</sup> Hahn, Alois, Identität und Selbstthematizierung, in: Selbstthematizierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis, hrsg. v. Alois Hahn und Volker Kapp, Frankfurt a. M. 1987, S. 9–24.

<sup>66</sup> Zum Zusammenhang von Identität und Autobiographie vgl. u. a.: Depkat, Volker, Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: GG 29 (2003), S. 441–476, bes. S. 466–468; Engelhardt, Michael von, Biographie und Identität. Die Rekonstruktion und Präsentation von Identität im mündlichen autobiographischen Erzählen, in: Sparr, Walter (Hg.), Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge, Gütersloh 1990, S. 197–247; die Beiträge von Manfred Fuhrmann, Odo Marquard, Manfred Sommer, Wolfhart Panzenberg, Hans Ulrich Gumprecht und Hans Robert Jauss in: Identität, hrsg. v. Odo Marquard und Karheinz Stierle, München 1979, Kapitel 3 „Identität und Autobiographie“.

sowohl der Verständigung mit anderen als auch der aktuellen Selbstvergewisserung einer Person.<sup>67</sup> In Hinblick auf Autobiographien ließe sich auch von „zentralen Lebensthemen“ oder „zentralen Lebenslinien“ sprechen. Gemeint ist die formale und inhaltliche Gestaltung des gelebten Lebens zu einer oder mehreren biographischen Kernerzählungen.<sup>68</sup>

In dieser Arbeit führen Selbstpräsentationen oder wahlweise Kernnarrationen als Sonde durch das autobiographische Material. Sie sind der Maßstab, um die Kontexte, d. h. die Erfahrungs- und Handlungsräume, in denen „Familie haben“ erinnert wurde, aufzuschließen und Instrument, um zu untersuchen, welche Bedeutungen Autobiographinnen dem Familiären zuwiesen. Mit diesem skizzierten Vorgehen sollte es möglich sein, einerseits das Spektrum subjektiver Konkretionen im Rahmen der weiblichen Normalbiographie resp. der Möglichkeiten der Familie herauszuarbeiten. Andererseits lassen sich anhand der Selbstpräsentationen solche Konstellationen untersuchen, die eine Verortung im familiär Möglichen erschwerten bzw. unmöglich machten. Die bereits angerissene Frage nach den Grenzen der Familie wird im nächsten Abschnitt präzisiert.

### C) Geschlecht:

In Hinblick auf Forschungsstand und genutzte Quellen einerseits und unter der Voraussetzung, daß andererseits Geschlechterdifferenzen, Geschlechterordnungen sozial-kulturell variabel und historisch wandelbar sind, ist es schwierig, eine empirisch sichere Ausgangsposition zu finden. Beschäftigt man sich mit adeligen Frauen im 19. Jahrhundert, so wird man gewahr, daß Begrifflichkeiten wie „Öffentlichkeit“ und „Privatheit“ bürgerlich konnotierte Bereiche der Frauen- und Geschlechtergeschichte sind. Auch wenn die Forschung inzwischen deutlich gemacht hat, daß zwischen den Normen und Praktiken der bürgerlichen Geschlechtergesellschaft Diskrepanzen herrschten, leitete das Begriffspaar „öffentlich/privat“ dennoch die zeitgenössischen geschlechterordnenden Deutungen und Praktiken an.<sup>69</sup> Am Ende des 19. Jahrhunderts waren die polaren Zuordnungen von Frauen

<sup>67</sup> Keupp u. a., Identitätskonstruktionen, S. 217, S. 229–235, zit.: S. 242 u. S. 232.

<sup>68</sup> So Heinritz, Charlotte, Auf ungebahnten Wegen. Frauenautobiographien um 1900, Königstein/Taunus 2000, S. 434ff.; Engelhardt, Geschlechtsspezifische Muster des mündlichen autobiographischen Erzählens im 20. Jahrhundert, in: Heuser, Magdalene (Hg.), Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte, Tübingen 1996, S. 368–392, bes. S. 371ff.

<sup>69</sup> Als Konzepte zur Beschreibung von Lebensrealitäten bürgerlicher Frauen scheinen diese Begrifflichkeiten überholt: Davidoff, Leonore, „Alte Hüte“. Öffentlichkeit und Privatheit in der feministischen Geschichtsschreibung, in: *L'Homme* 4 (1993), S. 7–36. Daß die Geschlechterpolarität im Bürgertum bis zur Jahrhundertmitte eher Norm denn Praxis gewesen war, zeigen etwa die Studien: Trepp, Anne-Charlott, Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen 1996; Habermas, Frauen und Männer des Bürgertums. – Dennoch gehörten die Begrifflichkeiten öffentlich/privat zur zentralen gesellschaftlichen Geschlechterkonstruktion. Vgl. Hausen/Wunder (Hgg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt a. M./New York 1992, S. 81–128 („Öffentlichkeit und Privatheit“); Frevert, Ute, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995.

zu Ehe, Familie und Reproduktion und von Männern zu Beruf, Politik und Produktion verfestigt. „Geschlecht“ hatte sich als Kategorie der Differenz zu einer Ordnungskategorie ersten Ranges entwickelt, welche die Gesellschaft als polares Ganzes konstituierte.<sup>70</sup>

Die Annahme, daß das diskursiv hergestellte und sich ideologisch verfestigende Konstrukt „polarer Geschlechtscharaktere“ im Adel unbemerkt blieb, wäre naiv. Doch zu fragen wäre, inwiefern z. B. „das Private“ und welche „Privatheit“ zum Selbstverständnis adeliger Familien gehörte. So war grundbesitzenden Familien zumindest bis zur Jahrhundertmitte ein über an den Besitz gebundene Herrschaftsrechte konstitutiver Öffentlichkeitsbezug eigen.<sup>71</sup> Auch wäre zu fragen, warum sich der Adel, dessen „Adeligkeit“ bzw. kollektive Selbstbeschreibung deutlich antibürgerliche Züge trug<sup>72</sup>, eine doch vornehmlich bürgerliche Geschlechterideologie zu eigen machen sollte. Das sind offene Fragen, und sie werden es auch am Ende der Arbeit sein. Doch versucht diese Arbeit einige Antworten darauf zu geben, ob und wie das polare Ordnungsmodell in den autobiographischen Erzählungen wirksam wurde. Was sich im vorangegangenen Abschnitt zur Familie ankündigte, tritt nun deutlich hervor. Die vorliegende Arbeit ist keine Geschlechtergeschichte, die entweder Frauen und Männer zu gleichen Teilen und in ihren Beziehungen zueinander untersucht oder nach der Wirkungsmacht von (diskursiven) Geschlechterordnungen für die Konstruktion von gesellschaftlicher Wirklichkeit fragt.<sup>73</sup> Diese Untersuchung ist vom Gegenstand her eine traditionelle Frauengeschichte, die sich im klaren darüber ist, daß Menschen gleichzeitig unterschiedlichen kulturellen Ordnungskategorien zugerechnet werden. Methodisch nimmt sie geschlechtergeschichtliche Neuerungen auf, so daß eine Frauengeschichte vorliegt, die davon ausgeht, daß

---

<sup>70</sup> So die zentrale These von: Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Einen Versuch, die Ergebnisse der Frauen- und Geschlechtergeschichte zum Bürgertum zu bilanzieren, unternimmt: Budde, Bürgerinnen in der Bürgergesellschaft, in: Lundgreen (Hg.), Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums, S. 249–271.

<sup>71</sup> Zu den Besitzrechten im Adel nach Einführung des Allgemeinen Landrechts grundlegend: Koselleck, Reinhart, Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848, München 1989 (zuerst 1967).

<sup>72</sup> Malinowski, Vom König zum Führer, S. 47ff., S. 594f.

<sup>73</sup> Einführend zum Stand der Geschlechtergeschichte etwa: Studer, Brigitte, Von der Legitimations- zur Relevanzproblematik. Zum Stand der Geschlechtergeschichte, in: Aegerter, Veronika / Graf, Nicole / Imboden, Natalie / Rytz, Thea / Stöckli, Rita (Hgg.), Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998, Zürich 1999, S. 19–30. Zu Frauen und Männern in ihrer Bezogenheit vgl. u. a.: Wunder, „Er ist die Sonn’, sie ist der Mond“; Habermas, Frauen und Männer des Bürgertums; Trepp, Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Zu Geschlecht und Konstruktion von Wirklichkeit vgl. z. B. Hüchtler, Dietlind, „Elende Mütter“ und „liederliche Weibspersonen“. Geschlechterverhältnisse und Armenpolitik in Berlin (1770–1850), Münster 1998; Gleixner, Ulrike, „Das Mensch“ und „der Kerl“. Die Konstruktion von Geschlecht in Unzuchtverfahren der Frühen Neuzeit (1700–1760), Frankfurt a. M./New York 1994. Als mittlerweile klassische Studie für die Verbindung von Geschlechterordnung und gesellschaftlicher Konstruktion gilt: Walkowitz, Judith R., City of Dreadful Delight: Narrative of Sexual Danger in Victorian London, London 1992.

sich „die Vorabfeststellung der zentralen Bedeutung der Geschlechtskategorie ... nicht halten [läßt]“<sup>74</sup>.

Was soll unter einer so verstandenen Frauengeschichte gefaßt werden? Es geht tatsächlich um ein „Sichtbarmachen“. Nur nicht aus einer emphatischen Gegenstandsgewißheit heraus, die viele Historikerinnen der 1970er Jahre motivierte, sich mit der Geschichte des unterlegenen, vergessenen, anderen Geschlechts zu befassen.<sup>75</sup> „Sichtbarmachen“ folgt hier der pragmatischen Einsicht, daß sich neue Gegenstandsbereiche – die neuere Adelforschung gehört dazu – über „große“, „allgemeine“ Fragen, wie jene nach Anpassungsleistungen einer immer wieder auch totgesagten herrschenden Gruppe, konstituieren, und die Kategorie „Geschlecht“ nicht zur Relevanzhierarchie des zu Untersuchenden gehört. Wenn Geschlechtergeschichte und sog. Allgemeine Geschichte ein gemeinsames Haus bauen wollen, dann gehören zum Fundament, wie auch immer gemischt, Kenntnisse einer Frauengeschichte.<sup>76</sup> „Sichtbarmachen“ meint ebenfalls das Festhalten an einem (weiblichen) Subjekt als Zentrum von Wahrnehmung, Deutung und Handlung, das man befragen kann, welche Relevanz den Zuschreibungen „männlich“ und „weiblich“ zugewiesen wurde. Das heißt, vor dem Hintergrund der Diskussion, inwiefern die Geschlechterdifferenz ein Effekt von Geschichte oder Diskursen ist, gehe ich von deren Geschichtlichkeit aus und schließe mich dem Konsens an, daß sich Diskurse nicht von selbst machen und es wichtig ist, zu wissen, wer spricht.<sup>77</sup>

<sup>74</sup> Wierling, Dorothee, Keine Frauengeschichte nach dem Jahr 2000!, in: Geschichtswissenschaft vor 2000. Perspektiven der Historiographiegeschichte, Geschichtstheorie, Sozial- und Kulturgeschichte. Festschrift für Georg Iggers, hrsg. v. Konrad Jarausch u. a., Hagen 1994, S. 440–457, zit.: S. 454.

<sup>75</sup> Vgl. Hauch, Gabriella, „Wir, die viele Geschichten haben ...“. Zur Genese der historischen Frauenforschung im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext, in: Gehmacher/Mesner (Hgg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte, S. 21–35. Daß die Anfänge der Frauengeschichtsschreibung nicht undifferenziert („die Frau“) betrieben wurde, wie hin und wieder angemerkt wird, zeigen etwa: Lerner, Gerda, Frauen finden ihre Vergangenheit: Grundlagen der Frauengeschichte, Frankfurt a. M./New York 1995 (zuerst 1979 unter dem Titel „The Majority Finds Its Past“); Bridenthal, Renate/Koonz, Claudia (Hgg.), *Becoming Visible. Women in European History*, Boston u. a. 1977; Hausen (Hg.), *Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, München 1983.

<sup>76</sup> Die Frauen- und Geschlechtergeschichte zum Bürgertum im Bielefelder Sonderforschungsbereich wurde z. B. ab der dritten von vier Laufphasen institutionell unterstützt. Vgl. Lundgreen (Hg.), *Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums*, S. 13ff. – Zum „Haus“ vgl. Medick/Trepp (Hgg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte*.

<sup>77</sup> Die seit den 1990er Jahren geführte Diskussion speist sich aus der Auseinandersetzung mit dekonstruktivistischen Positionen, für die insbesondere die Arbeiten von Judith Butler und Joan W. Scott stehen. Vgl. einleitend: Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte*, S. 322–335. Den Auftakt der deutschsprachigen Debatte bildete: Butler, Judith, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991 (Orig. Ausg. 1990) Einschlägig für die Diskussion die Beiträge in: *Feministische Studien* 11 (1993). Vgl. auch: *Geschlechterverhältnisse und Politik*, hrsg. v. Institut für Sozialforschung Frankfurt, Frankfurt a. M. 1994, insbesondere Kap. 2 „Zur Diskussion der Kategorie Geschlecht“, u. a. mit Beiträgen von Judith Butler und Hilge Landweer. Einen Überblick über die US-amerikanische Diskussion bietet: Hey, Barbara: *Women's History und Poststrukturalismus. Zum Wandel der Frauen-*

Eine tradierte Frauen- und Geschlechtergeschichte teilt mit der Sozialgeschichte das Interesse an der Analyse von sozialer Ungleichheit, Machtbeziehungen und Herrschaftsverhältnissen, geht von einer jahrhundertlang gewachsenen männlichen Herrschaft aus und nutzt die hierarchische Geschlechterdifferenz als zentrale analytische Perspektive.<sup>78</sup> Eine Frauengeschichte ohne männliches Gegenüber läuft zumindest Gefahr, Frauen zu heroisieren oder zu viktimisieren. Heldinnen bietet diese Arbeit nicht an. Von der flächendeckenden Diskriminierung von Menschen weiblichen Geschlechts aufgrund biologischer Kriterien und dem expliziten Ausschluß aus der Staatsbürger- und Bildungsgesellschaft waren adelige Frauen nicht ausgenommen. Der Adel war sexistisch – bis in die Gegenwart verlieren Frauen und deren Kinder das Adelsprädikat, wenn sie nicht-adelig heiraten. Eine Mutter ohne Sohn stand unter erheblichem familiär-gesellschaftlichen Druck. Gleichzeitig kann man davon ausgehen, daß die Geschlechterhierarchie in eine Vielzahl hierarchischer Beziehungen eingelassen war. In den patriarchalen Familienstrukturen – dafür sensibilisiert eine strukturfunktionalistische Sicht – unterdrückte nicht einfach alles Männliche das Weibliche. Männlich zu sein war keine zureichende Bedingung, um die Position einer ersten Autorität in der Familie einzunehmen. Dazu bedurfte es des Erstgeborenen-Status, legitimer Ehe, Söhne und Töchter. Das Gesetz des Familienerhaltes bevorrechtigte wenige und benachteiligte viele. Läßt man sich vom modernen Gleichheitsdenken leiten, so weist die adelige Familie tendenziell auf eine Geschlechtergleichheit in der Benachteiligung hin. Zieht man andere zentrale Lebenswelten von Männern und Frauen hinzu, wie den Hof, das diplomatische Corps, Regimenter und Garnisonen, den Gutsbezirk, so scheint es im Adel keinen hierarchiefreien Raum gegeben zu haben, zu dem Geschlecht nicht in Beziehung zu setzen wäre. Auch ist zu bedenken, daß der Adel ein jahrhundertalter Herrschaftsträger war und den Herrschaftsanspruch auch nach 1918 nicht preisgab. Frauen dieser Gruppe waren immer auch Beherrschte und Herrschende, Bevorrechtigte und Benachteiligte zugleich. Die Überlegung, daß adelige Frauen in mehrschichtige Hierarchien eingebunden waren und einer tatsächlichen oder beanspruchten Elite angehörten, hat methodische Konsequenzen. Die Arbeit setzt weder die Omnipotenz männlicher Herrschaft noch die moderner Geschlechterdifferenzen voraus. Sie untersucht Geschlecht nicht als polaren Gegensatz, sondern nimmt sich des methodischen Postulats der Relationalität, das einen der fließenden Übergänge

---

und Geschlechtergeschichte in den USA, Pfaffenweiler 1995. – Zur Diskussion um Diskurs und Erfahrung vgl.: Bos, Margu rite / Vincenz, Bettina / Wirz, Tanja (Hgg.), *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte*. Beiträge zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung 2002, Zürich 2004.

<sup>78</sup> Vgl. Schissler, Hanna (Hg.), *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt a. M./New York 1993, bes. die Beiträge von Hanna Schissler, Joan W. Scott und Gerda Lerner; das Heft „Klasse und Geschlecht“ der Zeitschrift *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1992).

von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte markiert, an.<sup>79</sup> Die Prämisse dieser Arbeit lautet: „Geschlecht ist als ein relationaler Begriff zu verstehen, der nur innerhalb eines Kontextes einen Sinn erhält.“<sup>80</sup> Anhand und entlang der autobiographischen Selbstpräsentationen fragt die Arbeit, analog zum „Familie haben“ und in Beziehung zu diesem zu untersuchen, nach Handlungs- und Erfahrungsräumen, in denen Frauen Geschlecht bedeutungsvoll erinnerten. Die Analyse konkreter Kontexte ermöglicht dann Aussagen darüber, welche Relevanz das polare Geschlechtermodell besaß.

Die bisher formulierten Fragestellungen zur Bedeutung von Geschlecht und Familie und die skizzierten Wege zur Beantwortung sind bisher unterschiedslos an „die“ adeligen Frauen, welche Erinnerungen verfaßt haben, gestellt worden. Die so implizierte Homogenität hat es nicht gegeben. Vorliegende Frauengeschichte differenziert nach dem Grad der Zugehörigkeit zur Familie und Adelsgesellschaft, wie er anhand der Selbstpräsentationen kenntlich wird. Hiernach werden drei Gruppen unterschieden, die in der Darstellung in verschiedenen Teilen thematisiert werden.

Eine Minderheit adeliger Frauen präsentiert sich als Außenseiterinnen. Deren Lebensentwürfe gehen über das normalbiographisch Erwartbare hinaus und weichen vom damit verbundenen Leitbild ab. Die Spannung zwischen familiären Anforderungen und individuellen Entwürfen wird als biographischer Konflikt ausgetragen, der im engen Zusammenhang damit steht, daß eigene Wünsche, Interessen, Fähigkeiten und Fertigkeiten von der Herkunftsfamilie und Adelsgesellschaft nicht anerkannt werden. Der Konflikt besitzt für diese Frauen desintegrierende Wirkung.

Mehrheitlich präsentieren sich Autobiographinnen als integrierte Mitglieder, die ihre Zugehörigkeit bereits über Selbstbezeichnungen wie Gutsherrin, Diplomatenfrau oder Offiziersfrau zum Ausdruck bringen. Sie nehmen im Rahmen der weiblichen Normalbiographie erwartbare Positionen ein und gestalten sie jeweils aus. Voraussetzung der Gestaltungsmöglichkeiten ist der Status als Ehefrau und Mutter.

Zwischen Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit stehen Selbstpräsentationen lediger Frauen. Deren mögliche Wünsche und Erwartungen sind im normalbiographischen Leit-

---

<sup>79</sup> Vgl. einführend: Griesebner, Andrea, *Geschlecht als soziale und als analytische Kategorie. Debatten der letzten drei Jahrzehnte*, in: Gehmacher/Mesner (Hgg.), *Frauen- und Geschlechtergeschichte*, S. 37–52. Zu den wichtigen Beiträgen gehörten u. a.: Davis, Natalie Zemon, *Gesellschaft und Geschlechter. Vorschläge für eine neue Frauengeschichte* (1976), in: Dies., *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1989, S. 117–132; Bock, *Historische Frauenforschung. Fragestellungen und Perspektiven*, in: *Frauen suchen ihre Geschichte*, hrsg. v. Karin Hausen, München 1993, S. 22–60; Scott, Joan W., *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: *American Historical Review* 91 (1986), S. 1053–1075; Bock, *Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte*, in: GG 14 (1988), S. 364–391; des Weiteren die *Sammelbände: Fieseler, Beate/Schulze, Birgit* (Hgg.), *Frauengeschichte: Gesucht – Gefunden? Auskünfte zum Stand der historischen Frauenforschung*, Köln u. a. 1991; Hausen/Wunder (Hgg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a. M. 1992.

<sup>80</sup> Hüchtker, Dietlind, *Konstruktion und Agency. Vorschläge zu einer Umsetzung feministischer theoretischer Konzepte in historischer Forschung am Beispiel der Berliner Armenpolitik 1770–1850*, in: Aegerter u. a. (Hgg.), *Geschlecht hat Methode*, S. 160.

bild nicht aufgehoben. In der Familie nehmen sie eine sozial erwünschte Randposition ein. In ihren eigenen Bestrebungen, etwa als Schriftstellerin tätig zu sein, geraten sie an den Rand des sozial Akzeptablen in der Adelsgesellschaft. Ledige gehören dazu, doch ihr Zugehörigkeitsgefühl ist ambivalent und prekär.

Die Frage nach der Bedeutung von Familie und Geschlecht ist selbstverständlich auch an die Gruppe der Außenseiterinnen und Ledigen zu richten. Doch darüber hinaus eröffnen insbesondere die Texte der Außenseiterinnen Fragen nach den familiären Grenzen positiver Selbstbezüge. Biographische Konflikte entzündeten sich an Lebensentwürfen, die den Anforderungen der Herkunftsfamilie widersprachen. Außenseiterinnen orientierten sich in ihren Entwürfen an den überindividuellen Kategorien „Arbeit“, „Bildung“, „Liebe“. Diese gehörten stärker dem bürgerlichen, weniger dem adeligen „Wertehimmel“ an. Und tatsächlich entfernten sich Außenseiterinnen nicht zwingend aus „dem“ Adel, wohl aber aus den Lebenswelten der konkreten Herkunftsfamilie und der sie umgebenden Adelsgesellschaft. Auf den ersten Blick lassen sich die Grenzen der Familie eindeutig bestimmen. Außenseiterinnen nehmen die Familie als Zwang wahr, die sie an der Realisierung individueller Bestrebungen hindert. Folglich streben sie nach Unabhängigkeit vom Zwang. Auf den zweiten Blick kann man von erzwungener Selbständigkeit sprechen. Die Grenze des positiven Selbstbezugs verläuft nicht zwischen familiären und individuellen Interessen, sondern zwischen Familie und Gesellschaft. Die materielle und soziale Lage der Familie gestattet es nicht, eine Position in der Gesellschaft einzunehmen. Das Abweichen von der Normalbiographie ist folglich Effekt familiären Versagens. Beide Blickrichtungen sind nicht von der Hand zu weisen, doch folgen sie zu stark der weiter oben kritisierten adelshistoriographischen Logik, Familie und Individuum als Gegensatz, nicht aber als Beziehungsgefüge zu betrachten.

Wenn man sich darin einig ist, daß Außenseitertum normalerweise keine von Subjekten angestrebte Position ist, dann lohnt sich ein erweiterter dritter Blick auf die Grenzen der Familie. Außenseiterinnen artikulieren nicht zuerst ihr Unbehagen an weiblicher Benachteiligung, sondern deutlich ihr Leiden an fehlender oder mangelnder Anerkennung durch signifikante Andere. Folgt man Heiner Keupp und KollegInnen, dann ist Anerkennung ein historisch und kulturell variables menschliches Grundbedürfnis. Sie stellt ein wichtiges Kriterium gelingender Identität, die dem Subjekt Handlungsfähigkeit ermöglicht, dar.<sup>81</sup> Zentrale Anerkennungsformen, die dem einzelnen Selbstvertrauen und Selbstschätzung vermitteln, stellen Primärbeziehungen und eine Wertgemeinschaft dar. In ersterer geht es um affektive Zuwendungen zwischen Individuen, in letzterer um die soziale Wertschätzung individueller Leistungen durch die Gruppe.<sup>82</sup> Das heißt, Anerkennung entsteht durch soziale Zugehörigkeit, weshalb personale Identität immer eine Kompromißbildung zwischen „Eigensinn“ und Anpassung an das sozial Konforme darstellt.<sup>83</sup> Zwar sind Anerkennungsverhältnisse machtbestimmt konstituiert, doch Nichtanerken-

---

<sup>81</sup> Vgl. Keupp u. a., Identitätskonstruktionen, S. 252–270, S. 273ff.

<sup>82</sup> Vgl. ebd., S. 252–261.

<sup>83</sup> Vgl. ebd., S. 28, 99, 252–261, 273f.

nung durch relevante Andere führt zu Leiden und Unterdrückungsformen, die einzelne und Gruppen in ihrer Handlungsfähigkeit einschränken.<sup>84</sup> Bezogen auf das vorliegende Thema heißt das, biographische Konflikte in Relation zur Gemengelage sozialer Anerkennungsverhältnisse (Individuum und Herkunftsfamilie, Individuum und Adelsgesellschaft, Herkunftsfamilie und Adelsgesellschaft) zu untersuchen. Hierüber zeigt sich, daß man von eindeutigen Grenzen kaum sprechen kann. Sie variieren je nach Konstellation und verdeutlichen, daß alle Konfliktbeteiligten gleichermaßen um das sozial Akzeptable innerhalb der Gruppe rangen. Anders formuliert: In der nachständischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wurde das ‚Standesgemäße‘ allmählich zu einer Verhandlungssache. Im Ergebnis gab es Außenseiterinnen, doch sie standen nicht von vornherein fest.

Ledige Frauen teilten mit Außenseiterinnen die Anerkennungsproblematik und mit Frauen im Rahmen der weiblichen Normalbiographie die Zugehörigkeit zur Familie. Um Besonderheiten Lediger aufzuzeigen, wechselt diese Arbeit die Untersuchungsperspektive. Ausgehend von und bezugnehmend auf Selbstpräsentationen lediger Frauen wird nach dem Wandel von Lebens(ver)läufen im 19. Jahrhundert gefragt. Diese Frage wird anhand prosopographisch auswertbarer Quellen eines freiweltlichen Damenstifts untersucht. Stifte waren im 19. Jahrhundert durchaus noch Orte lediger Lebensführung, doch Autobiographinnen frequentierten diese nicht. Warum dem so war, mochte an dem zu untersuchenden Wandel gelegen haben. Um diesen zu verdeutlichen, wechselt das dominierende kulturhistorische Vorgehen und Betrachten, zumeist als kleine und konkrete Gefüge dargestellt, zur sozialhistorischen Perspektive. Eine Entwicklung ist aufzuzeigen: Um 1900 erhielt das normalbiographisch Erwartbare für ledige Frauen eine neue Perspektive. Es wird ein Übergang sichtbar, der ledige Frauen aus der tradierten Familienbindung heraus- und in die neue Bindung des Berufs einführte. Die Erklärung und Deutung des Wandels erfolgt in Anlehnung an die soziologische und sozialhistorische Lebens(ver)laufs- und Biographieforschung.<sup>85</sup>

#### D) Autobiographik:

In den bisherigen Ausführungen wurde die Hauptquelle der Arbeit – autobiographische Texte – mit Begriffen wie Autobiographik, Sinnkonstruktion und Kernnarration bzw. Selbstpräsentation in Verbindung gebracht. Das zugrunde liegende Verständnis von Autobiographie und das mit diesem verbundene Vorgehen soll an dieser Stelle expliziert werden.

---

<sup>84</sup> Vgl. ebd., S. 98ff., S. 268. – Daß das individuelle Bedürfnis nach Anerkennung immer wieder darauf hinaus läuft, bestehende Herrschaftsverhältnisse zu stabilisieren, weil Anerkennung nur denjenigen gewährt wird, die sich konform zu den „mächtigen Gewalten“ verhalten, hat etwa auch Bourdieu dargelegt. Vgl. Bourdieu, Die männliche Herrschaft, Frankfurt a. M. 2005.

<sup>85</sup> Dazu genauer unter 5.1. dieser Arbeit.

In den letzten Jahren wurde von Kultur- und SozialhistorikerInnen ein neuer Umgang mit autobiographischen Texten als Quelle angemahnt und der bisherige historiographische Gebrauch kritisiert.<sup>86</sup> Liest man die Kritik und die Arbeiten der Kritisierten, entsteht der Eindruck, als ob sich im Umgang mit der modernen „Selbstbiographie“ (Wilhelm Dilthey) seit den richtungweisenden quellenkritischen Anmerkungen von Hans Glagau (1903) nicht viel geändert hätte. Gingen die heutigen KritikerInnen mit Glagau darin konform, daß viele HistorikerInnen ihre Hauptquellen nicht gründlich genug prüften oder „mit einigen flüchtigen Bemerkungen darüber hinweg“<sup>87</sup> sähen, so gibt es zwischen dem beginnenden 20. und 21. Jahrhundert einen gewichtigen Unterschied. Glagau sah die eigentliche Aufgabe des Historikers darin, die „romanhaften Bestandteile“ auszusondern, um den „Wert oder Unwert“ der Selbstbiographie abschätzen zu können.<sup>88</sup> Heute wird betont – und in diesem Punkt läßt sich die Kritik bündeln – daß es gerade die „romanhaften Bestandteile“ seien, die ein gewichtiges Spezifikum der historischen Quellengruppe vor anderen ausmache und als solches nicht ausgesondert, sondern anerkannt werden muß, um den Quellenwert auszuschöpfen. Gemeint ist die Textualität und Literarizität der Autobiographie vor dem Hintergrund postmodernen Denkens der Unhintergebarkeit von Sprache. Die „Unmittelbarkeit“ autobiographischer Äußerungen eines Subjekts als außertextuelles Wahrheitskriterium ist gründlich obsolet geworden. Über (Selbst)Referenzialität mag gestritten werden, allerdings fällt der Umstand auf, daß sich der postulierte neue Umgang mit einer altbekannten Quelle selbst grundlegend erklären muß. In seinen konzeptionellen Überlegungen zu Autobiographien als Quelle einer kulturgeschichtlich erweiterten Sozialgeschichte läßt Volker Depkat kaum einen theoretischen Gedanken aus, der nicht geeignet wäre, die Autobiographie als Quelle der Erkenntnis zu präsentieren. Der Kürze halber zugespitzt: Zum instrumentellen Einsatz gelangen Namen, die jeder kennt und Begriffe bzw. Konzepte, die jeder versteht: Berger und Luckmann, Dilthey, Derrida, Luhmann; Erinnerung und Gedächtnis, Identität und Erfahrung; Narrativität, Temporalität, Hypolepse, die Autobiographie als Akt der Ich-Synthese, der sozialen Kommunikation, der sozialen Schreibhandlung.<sup>89</sup> Depkats

<sup>86</sup> Vgl. etwa Günther, Dagmar, *Das nationale Ich? Autobiographische Sinnkonstruktionen deutscher Bildungsbürger des Kaiserreichs*, Tübingen 2004, S. 1–19; Dies., *And now for something completely different. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft*, in: *HZ* 272 (2001), S. 25–61; Depkat, *Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit*; Müller, Günter, „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir ...“ Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien, in: *Historische Anthropologie* 5 (1997), S. 302–318.

<sup>87</sup> Glagau, Hans, *Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Eine Untersuchung*, Marburg 1903. Hier zitiert aus dem mittlerweile klassischen Sammelband zur Autobiographie in der literaturwissenschaftlichen Diskussion: Glagau, *Das romanhafte Element der modernen Selbstbiographie im Urteil des Historikers*, in: Niggel, Günter (Hg.), *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, Darmstadt 1989, S. 55–71, zit. S. 56.

<sup>88</sup> Ebd., S. 71.

<sup>89</sup> Vgl. Depkat, *Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit*.

Aufsatz zeigt an, daß die Herausforderung der Sozialgeschichte im Nachweis theoriegeleiteten Vorgehens besteht. Er verweist in dem Maße, wie er den Quellengebrauch basal zu fundieren und zu legitimieren sucht, zugleich darauf, daß der Autobiographie bisher innerhalb der Sozialgeschichte kaum Aufmerksamkeit zuteil wurde.<sup>90</sup> Es scheint, daß jeder weiß, was mit einer Autobiographie gemeint ist, wenn er sie nicht analysieren muß. Und es scheint auch, daß es für diese Texte kein gemeinsames Vokabular gibt, um Autobiographien zumindest auf einen „Begriff kürzerer Reichweite“ zu bringen.<sup>91</sup> Die Überlegungen Depkats zeigen aber noch etwas anderes an. Autobiographien bieten für viele Fragestellungen viele Verifikationsmöglichkeiten an, die es zu begrenzen gilt, soll aus dieser Quelle Gewinn gezogen werden. Wollte man „Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit“ als ein Konzept umsetzen, zielte man auf Totalitätserfassung, die sich wohl spätestens in der empirischen Umsetzung als Illusion herausstellen würde.

Vor dem Hintergrund der Kritik an einer (vermeintlich) naiven Lektüre von Autobiographien und dem Plädoyer für einen theoriegeleiteten Neubeginn (womöglich) überdeterminierenden Charakters bezieht vorliegende Arbeit nicht mit einem elaborierten Konzept Stellung. Ich beschränke mich darauf, meine *Lesart* im Umgang mit Autobiographien für *diese* Arbeit zu verdeutlichen. Die hierdurch gezogenen Grenzen sind methodisch-thematischer Art.

Autobiographien und Lebenswelt: Die autobiographischen Texte werden hier eher „kulturalistisch“ denn „textualistisch“ gelesen. Was mit letzterem ausgeschlossen wird, ist eine Vormeinung gegenwärtiger literaturwissenschaftlicher Diskussion zur Autobiographie, wonach Realität eine Fiktion ist und das Fiktive unsere Wirklichkeit.<sup>92</sup> Als Quellen der Geschichtswissenschaft werden Autobiographien unter dem Oberbegriff

---

<sup>90</sup> Zu den Gründen und die Quelle Autobiographie im Kontext der Biographieforschung diskutierend, schon 1988: Gestrich, Andreas, Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung, in: Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge, hrsg. v. Andreas Gestrich u. a., Göttingen 1988, S. 5–27.

<sup>91</sup> Die mangelnde Begrifflichkeit weit unterhalb der Theorie erschwert denn auch die Binnenkommunikation. So verwendet – dies ist ein willkürliches Beispiel – Martina Kessel in einem Aufsatz die Begriffe Autobiographie, Erinnerungen und immer wieder Lebenslauf mal synonym und dann wieder nicht, welches die Lesbarkeit nicht gerade erleichtert. Vgl. Kessel, Ein Lebenslauf in absteigender Linie? Sebastian Hensel – Bildungsbürger, Landwirt, Hoteldirektor, in: Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten, hrsg. von Stefan Zahlmann und Sylka Scholz, Gießen 2005, S. 71–87.

<sup>92</sup> Eine ausgezeichnete Einführung zum systematischen Ort der Autobiographie in der Literaturwissenschaft, zur älteren und aktuellen theoretischen Diskussion und zur Geschichte der Gattung bietet: Wagner-Egelhaaf, Martina, Autobiographie, Stuttgart/Weimar 2000; aus traditionellem Gattungsverständnis heraus zur postmodern geführten Diskussion Stellung nehmend, vgl. Niggel, Günter, Nachwort, in: Ders. (Hg.), Die Autobiographie, 2. Aufl., Darmstadt 1998, S. 593–602; Almut Finck unternimmt den Versuch, die Dichotomie Realität/Fiktion zumindest theoretisch aufzuheben. Vgl. Finck, Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie, Berlin 1999.

„Ego-Dokumente“ geführt.<sup>93</sup> Sie gehören damit einer Quellengruppe an, die geeignet ist, Aspekte von Lebenswelten zu untersuchen. Ein kulturgeschichtlicher Lebensweltbegriff lautet: „Lebenswelt ist gesellschaftlich konstituierte, kulturell ausgeformte symbolisch gedeutete Wirklichkeit.“<sup>94</sup> Lebenswelt erscheint als komplexe Wechselwirkung von Handeln und Bedeuten, mit der sich Subjekte und Kollektive auf soziale Realitäten beziehen und diese durch ihre Tätigkeiten wiederum produzieren. Mir scheint der Begriff Lebenswelt deshalb hilfreich, weil mit diesem die tradierte Rezeptionshaltung – Autobiographien werden als Grenzgängerinnen zwischen historischem Zeugnis und literarischem Kunstwerk gelesen – aufgehoben werden kann.<sup>95</sup> Und zwar zugunsten einer Perspektive, welche Autobiographien als Bestandteil und Medium einer individuellen wie kollektiven Wirklichkeitskonstruktion zu begreifen sucht. Demnach sind Autobiographien weder einer Lektüre der Unmittelbarkeit, der direkten Umsetzung von Leben in Literatur, zugänglich, noch einer Lektüre des unendlichen Signifikantenspiels, welches ein sinnvolles Meinen und Bedeuten verunmöglicht und somit Referenzialität ad absurdum führt. Der partielle Zusammenhang zwischen Lebenswelt und Text ist schlicht derjenige, daß die eine ohne den anderen und umgekehrt nicht zu haben ist. Autobiographien stellen Sinnzusammenhänge einer „immer schon“ gedeuteten Realität her und produzieren Bedeutungen, die sich ihrerseits auf die Wahrnehmung und Gestaltung von Lebenswelt auswirken können. Autobiographien spiegeln nicht wider, sondern nehmen Bedeutungszuschreibungen vor. Dieses Wechselspiel zwischen Text und Kontext, so ließe sich begründet einwenden, ist mit dem Begriff der Textualität viel präziser zu fassen.<sup>96</sup> Zwar hebt „Lebenswelt“ auf Alltag und stärker auf Gruppen denn Individuen ab, entscheidend ist aber, daß dieser Begriff den historischen Menschen in seiner Subjektqualität beläßt, der – wie prekär die Qualität sein mag<sup>97</sup> – in der Lage ist, seine Erfahrungen zu interpretieren und sein Handeln zu lenken. Autobiographisch gewendet heißt das: Bei aller Eigendynamik von Sprache, die Verfasserin einer Geschichte, die sich selbst und ihr Leben thematisiert, ist Quelle und Richterin über den Sinn ihres Textes. „Textualität“ hingegen bedarf keiner empirischen Menschen, sondern neigt zu deren „Diskursivierung“.

<sup>93</sup> „Ego-Dokumente“ werden als Texte definiert, die über „die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren.“ Schulze, Winfried, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte?, in: Lundt, Bea/Reimöller, Helma (Hgg.), Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters, Köln 1992, S. 435. Vgl. auch: Ders. (Hg.), Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996.

<sup>94</sup> Vierhaus, Rudolf, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Ders., Vergangenheit als Geschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Hans Erich Bödeker u. a., Göttingen 2003, S. 98–109, hier S. 102.

<sup>95</sup> Zur tradierten Lesart und ihrem Wandel vgl. Finck, Autobiographisches Schreiben, S. 23–35.

<sup>96</sup> Allerdings „nur“ auf der Höhe theoretischer Reflexion, vgl. ebd., S. 37–56.

<sup>97</sup> Vgl. etwa die thesenhaften Ausführungen zum historischen Subjekt im titelgebenden Aufsatz des Bandes von: Sieder, Reinhard, Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004, S. 15–59.

Nicht zuletzt klammert der Begriff „Lebenswelt“ den oben thematisierten Perspektivwechsel von der kulturhistorischen zur sozialhistorischen Betrachtungsweise in Hinblick auf Fragestellungen zu ledigen Frauen.

Autobiographik und Text: An der Wende zum 20. Jahrhundert, in der auch die herangezogenen Lebenserinnerungen geschrieben wurden, scheint es zu einer Konjunktur des (Auto)Biographischen in Deutschland gekommen zu sein, an der auch bisher seltener in Erscheinung tretende Personengruppen wie Frauen und Adelige teilhatten.<sup>98</sup> Nicht genuin Autobiographieforschung betreibende WissenschaftlerInnen haben angemerkt, daß übliche Definitionsbemühungen der Literaturwissenschaft an dem Vorgefundenen der konkreten Texte häufig vorbeigingen.<sup>99</sup> Allerdings war es in der Literaturwissenschaft immer auch strittig, wie „die Autobiographie“ als kohärentes Gebilde, als Textgattung, die sich von anderen Darstellungsformen unterscheidet, begrifflich gefaßt werden kann.<sup>100</sup> So etwas wie ein Minimalkonsens scheint „die autobiographische Grundstruktur“ zu sein, „die in der Rede einer über sich selbst und das eigene Leben sprechenden Figur gegeben ist“<sup>101</sup>. Für die vorliegenden Texte kann man sich an Philippe Lejeunes Definition der „Gattung“ (gebräuchlich ist der Unterbegriff Genre geworden) orientieren: „Rückblickende Prosaerzählung einer tatsächlichen Person über ihre eigene Existenz, wenn sie den Nachdruck auf ihr persönliches Leben und insbesondere auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt.“<sup>102</sup> Die damit gesetzten Markierungen sind: – retrospektive Erzählperspektive; – die behauptete Identität von Erzähler und Hauptfigur, von erzählendem und erzähltem Ich (hieran knüpft sich das Wirklichkeitsbegehren des „autobiographischen Pakts“); – die Autobiographie ist eine Prosaerzählung; – sie behandelt eine individuelle Lebensgeschichte. Mit diesen Markierungen grenzt Lejeune die Autobiographie von den „Nachbargattungen“ Memoiren, Biographie, personaler Roman, autobiographisches Gedicht, Tagebuch oder Selbstporträt ab. Für die vorliegenden Texte gilt: Lejeunes Definition trifft mehr oder weniger zu. Im Grunde lassen sich überall Genreverschränkungen feststellen. Autobiographien können in Memoiren übergehen, die Integration der Biographie anderer ist nicht selten anzutreffen, die Lebensgeschichte kann maßgeblich durch Tagebuch-

<sup>98</sup> Vgl. allg. Doerry, Martin, Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs, Weinheim/München 1986; zu Frauen s. Heinritz, Auf ungebahnten Wegen, S. 13ff.; S. 28ff., zum Adel: Funck/Malinowski, Masters of Memory. The Strategic Use of Memory in Autobiographies of the German Nobility, in: Confino, Alon/Fritzsche, Peter (Hgg.), Memory Work in Germany, Urbana/Chicago 2002, S. 86–103. – Im 19. Jahrhundert dominierten (Bildungs)Bürger das zeitgenössische autobiographische Schrifttum. Das Verfassen von Autobiographien gilt in der Bürgertumsforschung als zentraler Bestandteil bürgerlicher kultureller Praxis. Vgl. Günther, Das nationale Ich?, S. 8f.

<sup>99</sup> Vgl. z. B.: Günther, Das nationale Ich?, S. 14; Heinritz, Auf ungebahnten Wegen, S. 33; Funck/Malinowski, Geschichte von oben, S. 241.

<sup>100</sup> Zu Geschichte und Richtungen in der Autobiographieforschung vgl. etwa: Sill, Oliver, Zerbrochene Spiegel. Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens, Berlin/New York 1991.

<sup>101</sup> Wagner-Egelhaaf, Autobiographie, S. 100.

<sup>102</sup> Lejeune, Philippe, Der autobiographische Pakt, Frankfurt a. M. 1994, S. 14. (zuerst 1975)

eintragungen oder Briefe unterbrochen werden. Versteht man unter Geschichte zunächst Erzählung, so kann die individuelle Lebensgeschichte in verschiedenen, sich überlappenden „Mustern“ erzählt werden: Als innere und äußere Entwicklungsgeschichte, als eine stärker auf die chronologische Abfolge des den meisten Texten zugrunde liegenden Lebenslaufes abhebende äußere „Ereignisgeschichte“, als Art „Selbstporträt“, welches die Retrospektive vernachlässigt. Aufgrund der Genreverschränkungen wird in der Literaturwissenschaft weniger von „Autobiographie“, sondern mehr vom „Autobiographischen“ bzw. als Sammelbegriff von „Autobiographik“ gesprochen. Diese Rede soll auf die Relativität und den heuristischen Charakter von Gattungsbestimmungen hinweisen und bedeutet eine gewisse Abkehr von den immer auch normativen Definitionsbemühungen.<sup>103</sup> Mit den in dieser Arbeit verwendeten Ausdrücken Autobiographien und (Lebens)Erinnerungen ist eine am Begriff Lejeunes orientierte „Autobiographik“ gemeint.

In der neueren Adelforschung spielen Autobiographien eine nicht ganz unbedeutende Rolle. Sie werden als Quellen zur Erforschung von „Adeligkeit“ im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert herangezogen und somit als kulturelle Manifestation einer sozialen Gruppe betrachtet, welche insbesondere nach 1918 der kollektiven Selbstvergewisserung nach innen und außen diene.<sup>104</sup> Diese Betrachtungsweise von Autobiographie steht in der Tradition sozialgeschichtlicher Beschreibungsmodelle, die auf Werner Mahrholz zurückgeht, für den über den „Individualismus“ der Zusammenhang zwischen bürgerlicher Lebensform und Autobiographie recht eindeutig war.<sup>105</sup> Wenn Marcus Funck und Stephan Malinowski für adelige Selbstzeugnisse feststellen, daß es den meisten an „Individualität“ und „Innerlichkeit“ mangle, dann zieht ein Gegenentwurf zum modernen bürgerlichen Individuum herauf. Es leuchtet durchaus ein, zwischen differenten und differenzierenden Lebenswelten und der Form und Struktur autobiographischer Selbstdarstellungen Korrelationen zu vermuten. Von dieser Annahme ausgehend, sind etwa Arbeiten entstanden, die nach der Relevanz von Geschlechts- und Kulturzugehörigkeit fragen.<sup>106</sup> Nur wird

<sup>103</sup> Vgl. Holdenried, Michaela, Einleitung, in: Dies. (Hg.), *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*, Berlin 1995, S. 9–20; Wagner-Egelhaaf, Martina, *Autobiographie*, S. 5–10; zum Sinn und Unsinn der Normativität von Gattungsbegriffen vgl.: Lejeune, *Der autobiographische Pakt*, S. 379ff.

<sup>104</sup> Funck / Malinowski, *Masters of Memory*; dies., *Geschichte von oben*, bes. S. 236–247.

<sup>105</sup> Vgl. Mahrholz, Werner, *Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus*, Berlin 1919. Den Konnex von Individualität und Bürgertum fortsetzend: Neumann, Bernd, *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*, Frankfurt a. M. 1970. Diesen Zusammenhang infrage stellend und auf gesamte historische Klassenkonstellationen erweiternd: Sloterdijk, Peter, *Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Autobiographien der Zwanziger Jahre*, München 1978. – Daß Individualität und Ich-Vorstellungen keinesfalls auf das bürgerliche Moment zu reduzieren sind, zeigt der Band: *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hrsg. v. Richard van Dülmen, Köln u. a. 2001.

<sup>106</sup> Einen guten Überblick bieten: Heuser, Magdalene (Hg.), *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*, Tübingen 1996; Smith, Sidonie/Watson, Julia (Hgg.), *Women, autobiography, theory: a reader*, Madison u. a. 1998; Olney, James (Hg.), *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*, Princeton 1980.

im Fall der Adelforschung der mögliche Gegenentwurf nicht ausgeführt, sondern als vergleichsweise starke Setzung eingebracht: „Es scheint somit angemessen, den hier betrachteten Textkorpus als eine Sondergruppe innerhalb des Genres zu beschreiben.“<sup>107</sup> Die recht forsche Nobilitierungspraxis macht aus einer möglichen „Andersheit“ ein fragwürdiges Spezifikum. Unabhängig davon, daß mit dieser Vorgabe einige Autobiographinnen „entadelt“ würden, scheint mir das „Spezifische“ eher den Stand der Gattungsgeschichte um 1900 zu spiegeln. Deshalb werden in dieser Arbeit die Gebrauchsweisen des Autobiographischen untersucht. Insofern keine adelige Frau die Gattung erfunden hat, wird danach gefragt, was Autorinnen selbst über Schreibweisen aussagten und welche Lesart sie einem anonymen Publikum nahelegten.<sup>108</sup>

Sinnkonstruktion und Selbstpräsentation: Die Untersuchung konzentriert sich auf die textinterne Ebene des Autobiographischen. Zweifellos waren *veröffentlichte* Autobiographien Bestandteil sozialer Kommunikation und Selbstverständigung, und viele Autobiographinnen haben sich zum Teil direkt an ihr imaginiertes Publikum gewendet. Die hierüber gegebene Möglichkeit der *konkreten* Anbindung an textexterne Faktoren (im wesentlichen im Literaturmarkt zu suchen) unterbleibt.<sup>109</sup> Es muß vorerst die hohe Wahrscheinlichkeit genügen, daß die präsentierten Selbstdarstellungen durch den kommunikativen Öffentlichkeitsbezug auf besondere Weise geformt waren. Ich betrachte die vorliegenden Quellen als autobiographische Sinnkonstruktionen, mit denen sich die Verfasserinnen gegenüber einem anonymen Lesepublikum in einem aktuellen Selbst- und Weltverhältnis präsentieren, dessen Grundlage die eigenen oder kollektiv geteilten Erlebnisse und Erfahrungen der Vergangenheit bilden und durch die Erzählung hervorgebracht werden. In Hinblick auf narrative Interviews als Quellen der Oral History hat etwa Ulrike Jureit festgestellt, daß uns im Interview eine „Erfahrungssynthese begegnet, die einer Momentaufnahme im Prozeß der individuellen Sinn- und Bedeutungskonstruktion gleicht.“<sup>110</sup> Lebensgeschichtliche Interviews teilen mit Autobiographien die konstitutive Unterscheidung zwischen dem Zeitpunkt der Erzähl- bzw. Schreibgegenwart und dem erzählten Zeitraum. Ob dieser Gemeinsamkeit verdeutlicht der Rekurs auf die „Momentaufnahme“ eine weitere Grenze der hier vorliegenden Lesart. Das Erkenntnisinteresse Jureits bzw. der Oral History an biographischen Sinnkonstruktionen ist, „sie als konstruierte Erfahrungssynthesen aufzudecken“ und „ihren authentischen Kern offenzulegen“.<sup>111</sup>

<sup>107</sup> Funck / Malinowski, Geschichte von oben, S. 242.

<sup>108</sup> Vgl. ausführlich Kap. 2.1. dieser Arbeit.

<sup>109</sup> Wie textexterne und textinterne Ebenen konkret verschränkt werden können, zeigt: Günther, Das nationale Ich?, S. 21–44.

<sup>110</sup> Jureit, Ulrike, Authentische und konstruierte Erinnerung – Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen, in: WERKSTATT Geschichte 6 (1997) 18, S. 91. Eine gründliche Auseinandersetzung mit der Methodik der Oral History bietet: Dies., Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999.

<sup>111</sup> Dies., Konstruktion und Sinn. Methodische Überlegungen zu biographischen Selbstbeschreibungen, in: Aegerter u. a. (Hgg.), Geschlecht hat Methode, S. 54 und S. 56.

An einem in der Tat idealen Beispiel kann sie zeigen, daß Erinnerungen an biographisch entscheidende Erlebnisse als Umdeutungsprozesse zu verstehen sind. Im Prozeß der Erfahrungsaufschichtung beeinflussen neue Erfahrungen ältere, die individuelle Umschreibung des einstmal Erlebten geschieht im Lichte aktueller Diskurse. Eben diese „Dechiffrierung“ unternimmt diese Arbeit nicht, sondern setzt voraus, daß die an das Subjekt gebundene erzählte Sinnkonstruktion an den Schnittstellen von Erfahrungen und Diskursen mitkonstituiert wird. Somit konzentriert sie sich auf die spezifischen Sinnverhältnisse des autobiographischen Textes, die Wilhelm Dilthey mit den Kategorien Wert, Zweck und Bedeutung hervorgehoben hat. Insonderheit ist es die vergangenheitsgebundene Kategorie der Bedeutung, welche den autobiographischen Strukturzusammenhang herstellt, indem sie vergangene Erlebnisse mit dem sich erinnernden Subjekt der Schreibgegenwart auswählend verbindet.<sup>112</sup>

Daß die Sinngehalte eines Textes durch Inhalt und Form, durch das „was und wie“ bestimmt sind, gehört zur Binsenweisheit literaturwissenschaftlichen Arbeitens. Die Untersuchung wird formale und kompositorische Gestaltungsmittel durchaus beachten, konzentriert sich aber stärker auf die semantische Ebene des Textes. Hierbei kann es sich nicht darum handeln, die Gesamtheit potentiell unermesslicher Sinnzusammenhänge aufzuschlüsseln. Mit dem Begriff der Selbstpräsentation resp. Kernnarration wurde bereits deutlich gemacht, auf welche Art und Weise der Fragestellung nach der Bedeutung von Familie und Geschlecht nachgegangen wird. Auf der Folie „Sinnkonstruktion“ heißt das, daß die kernnarrativen Äußerungen das ‚Unermessliche‘ perspektivieren und solche Sinnzusammenhänge erschließen, die von besonderer Bedeutung für die Selbstvergewisserung adeliger Frauen waren.

Ludwig Wittgenstein hat die Mannigfaltigkeit der Sprache mit einer alten Stadt verglichen: „Ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten ...“<sup>113</sup> Läßt man die Metapher für autobiographische Sinnkonstruktionen gelten, dann mag vorliegende Lesart dem Befahren der Hauptachse der Pillnitzer Schloß- und Gartenanlage gleichen.

---

<sup>112</sup> Vgl. Dilthey, Wilhelm, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, mit einer Einleitung von Manfred Riedel, Frankfurt a. M. 1993, S. 235–251.

<sup>113</sup> Wittgenstein, Ludwig, *Philosophische Untersuchungen* (postum 1953), in: Ders., *Werkausgabe*: Bd. 1, 10. Aufl., Frankfurt a. M. 1995, § 18, S. 245.

## 1.4. Quellen, Untersuchungszeitraum und Gliederung der Arbeit

Die Grundlage der Untersuchung bilden 36, zwischen 100 bis 500 Seiten starke Lebenserinnerungen, die in veröffentlichter Form vorliegen und zumeist zur Veröffentlichung gedacht waren.<sup>114</sup> Für die Auswahl der Autobiographien, deren Gebrauch als Quelle bereits thematisiert wurde, waren zwei Kriterien entscheidend: Sie sollten möglichst den Zeitraum der zweiten Jahrhunderthälfte erfassen, um in zeitlicher Hinsicht an die Arbeit von Christa Diemel, die den Schwerpunkt auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts setzt, anzuknüpfen, und sie sollten von Frauen adeliger Geburt verfaßt worden sein, um ein Mindestmaß an sozialer Einheitlichkeit zu gewährleisten.<sup>115</sup>

Die zeitliche Referenz „zweite Jahrhunderthälfte“ ist als Schwerpunkt des erzählten und erinnerten Zeitraumes hinsichtlich des gesamten Korpus zu verstehen. Die Autobiographinnen beziehen sich unterschiedlich auf den Schwerpunkt je nach dem Jahr ihrer Geburt und dem erreichten Alter beim Verfassen der Erinnerungen. In Hinblick auf die zeitliche Referenz der Arbeit bilden das Geburtsjahr 1805 und 1886 die äußersten Grenzen. Viele Autorinnen schrieben ihre Erinnerungen im siebenten und achten Lebensjahrzehnt, die älteste Frau war 99 Jahre. Doch einige Frauen schrieben auch im Alter zwischen 40 und 50 Jahren. Nicht das wahrscheinlich zu erwartende Lebensende war ihnen Anlaß des Erinnerns, sondern persönliche Zäsuren, die mit aktuellen Zeitereignissen in Verbindung stehen konnten. Geburtsjahr und Alter beim Schreiben regulierten auch den Zeitpunkt der Veröffentlichung. Neunzehn Autobiographien wurden um 1900 verfaßt und veröffentlicht.<sup>116</sup> Siebzehn Texte entstanden nach 1918 und wurden vornehmlich in den 1920er und 1930er Jahren publiziert. Da das zu Erinnernde immer auch im Licht der Gegenwart geformt, gedeutet, hervorgebracht wird, und das Ende des Kaiserreichs gerade auch für den Adel eine einschneidende Zäsur war, hätte es ratsam sein können, systematisch zwischen vor und nach 1918 geschriebenen Texten zu unterscheiden. Doch im Zusammenhang mit den hier formulierten Fragestellungen erwies sich eine systematische Unterscheidung nicht als Erkenntniszugewinn. Allerdings wird die Schreibgegenwart nach 1918 nicht ignoriert. Sie wird immer dort berücksichtigt, wo sie für konkrete

---

<sup>114</sup> Grundlage des Quellenkorpus bilden die Bibliographien von Jens Jessen und Eda Sagarra. Hinzu kommen einige Zufallsfunde. Vgl. Jessen, *Bibliographie der Autobiographien*, 3 Bde., München u. a. 1987–1989; Sagarra, *Quellenbibliographie autobiographischer Schriften von Frauen im deutschen Kulturraum 1730–1918*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Tübingen 1986, S. 175–231.

<sup>115</sup> Diemel hat die Jahrzehnte von 1800 bis 1870 im Blick. Vgl.: Diemel, *Adelige Frauen im bürgerlichen Jahrhundert*. – Adelige Geburt trifft nicht auf Malwida von Meysenbug und Alberta von Puttkamer, geb. Weise, zu. Meysenbugs im Staatsdienst stehender Vater wurde in ihrer frühen Kindheit in den Adel erhoben, sie wuchs in höfisch-adeligen Kreisen auf, so daß sie dem ‚Geburtsadel‘ zugerechnet wird. Puttkamers Mutter heiratete bürgerlich, doch blieb die adelige Verwandtschaft für die Heranwachsende bestimmend, so daß sie ebenfalls hinzugerechnet wird.

<sup>116</sup> Die um 1900 geschriebenen Erinnerungen von Maximiliane von Oriola, Paula von Bülow und Hermione von Preuschen wurden allerdings erst nach dem Tod in den 1920er Jahren veröffentlicht.

Fragen dieser Arbeit von Bedeutung war. Das heißt, die Untersuchung konzentriert sich auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, greift manchmal in die Zeit der 1920er und 1930er Jahre vor und zum Teil auf die erste Jahrhunderthälfte zurück, wenn es die Retrospektive auf ein langes Leben erforderlich macht.

Das Kriterium der adeligen Geburt zieht in dieser Arbeit keine adelsinternen Differenzierungen der heterogenen Sozialformation nach sich.<sup>117</sup> Sie unterscheidet, wie bereits formuliert, nach dem Grad der Zugehörigkeit zur Familie. Die folgenden Bemerkungen stellen deshalb informierende Angaben zur sozialen Verortung der Autobiographinnen dar. Die adeligen Frauen gehörten überwiegend dem niederen Adel an. Zehn Frauen waren hochadeliger Geburt, von denen vier aus regierenden Häusern stammten und in solche einheirateten. Die meisten Frauen kamen aus dem alten Adel, d. h. aus Familien, die vor 1800 nobilitiert wurden. Aus neugeadelten Familien kamen neun Frauen, deren Väter oder Großväter sich im 19. Jahrhundert Verdienste vorwiegend in Militär und Politik erworben hatten. In konfessioneller Hinsicht überwogen mit 26 Zählern Herkunftsfamilien evangelischen Glaubens, die anderen waren katholisch. Die Hälfte der Frauen wurde in grundbesitzende Familien hineingeboren. Die anderen waren Töchter von Offizieren und Männern im Staatsdienst. Legt man die politische Topographie von 1871 zugrunde, dann waren die meisten Herkunftsfamilien im Königreich Preußen ansässig, andere im Königreich Württemberg und sehr wenige im Königreich Bayern und in den Großherzogtümern Hessen und Mecklenburg-Schwerin. Einige Autorinnen kamen aus der Habsburger Monarchie und entstammten Familien, die in den Kronländern Österreich-Ungarns lebten. Mit und in ihren Lebenserinnerungen traten Frauen als Fürstinnen, Kronprinzessinnen, Hofdamen, als Ehefrauen von Staatsbeamten und Offizieren, als Schriftstellerinnen, Leiterinnen karitativer Organisationen, als politische Aktivistinnen und als in öffentliche Skandale verwickelte Personen hervor.

Da die Gesamtheit der Selbstzeugnisse von adeligen Frauen im Untersuchungszeitraum als offen zu betrachten ist, überrascht es nicht, wenn mit 36 Texten und ihren Verfasserinnen keine statistische Repräsentativität beansprucht wird.

Die Studie gliedert sich in vier Teile: Im ersten Teil wird die nominelle Gruppe „autobiographischschreibende adelige Frauen“ nach dominierenden Präsentationsformen aufgefächert. Im Vordergrund steht hier die Frage nach dem Gebrauch, den die Akteurinnen von der Autobiographie als retrospektive Selbstnarration gemacht haben. Hierüber wird versucht, das vorfindliche Spektrum in den zeitgenössischen Kontext des Schreibens um 1900 einzuordnen. Zur Debatte steht, ob von einem adeligen Subgenre, wie in der Adelsforschung behauptet, gesprochen werden kann. Zwar werden einzelne Befunde dieses Teils in den nachfolgenden Großkapiteln aufgegriffen, dennoch besitzt er insgesamt den Stellenwert eines auf die zentralen Fragestellungen hinführenden Entrees. Der zweite Teil untersucht die Möglichkeiten der Familie, um sich positiv auf sich selbst zu beziehen. Zunächst werden modellhaft Aspekte einer weiblichen Normalbiographie rekonstruiert.

---

<sup>117</sup> Eine knappe Darstellung des komplexen Sachverhaltes bei: Malinowski, Vom König zum Führer, S. 34–36.